

TYPISCH ALLTAG

Kennen Sie das auch? Man wird von einem mittäglichen Klingeln jäh aus dem Schlaf gerissen, wo man doch erst um acht Uhr schlafen gegangen war und gerade erst seinen letzten Tripper auskuriert hat. Draußen steht der Postbote eines privaten Postdienstleistungsunternehmens und fragt, ob man eine Zustellung für den Nachbarn annehmen würde, und weil man nett ist, willigt man ein, was der aber irgendwie überinterpretiert, so dass man sich, ehe man es sich versieht, mit dem auf dem Küchentisch wiederfindet, der oben und man selbst auf dem Bauch, und kaum dass er weg ist, meldet sich der Nachbar, für den man das Poststück angenommen hat, und zieht dieselbe Nummer noch mal durch, was zwar langweilig ist, dem aber egal, und man fragt sich, ob man vielleicht die falschen Signale aussendet oder einfach nur in der falschen Gegend lebt und ob man das überhaupt „falsche“ Gegend nennen dürfte oder nicht eher was mit Randgruppe, die man nicht ausgrenzen sollte, sonst fühlen sie sich in der Minderheit.

Ach, das kennen Sie nicht?

So, hm.

Tja.

Ich natürlich auch nicht.

MEIN ERSTER SEX

Gestern fiel mir beim Durchwühlen alter Fotos ein Bild aus dem Sommer 1982 in die Hände, das mich als Vierzehnjährigen zeigt zusammen mit einem Mädchen, das damals 16 war. Sie hieß Helen, und mit ihr sollte ich meinen ersten richtigen Sex haben.

Ich erinnere mich an die Hitzewelle und die große Trockenheit des damaligen Sommers. Mir machte es nichts aus. Ich fuhr mit dem Fahrrad durch die Gegend, wie ich Lust hatte. Der Baggersee war auf etwa die Hälfte geschrumpft, aber das Ufer, an dem sich gewöhnlich die Badegäste dicht drängten, war völlig frei; es war den Leuten einfach zu heiß, sich auf den Weg zu begeben. Mir nicht. Ich legte das Fahrrad hin, zog mich aus und sprang ins Wasser. Ich war der Einzige darin. Dachte ich.

Nachdem ich was weiß ich wie lang in der Badewannentemperatur geschwommen und geplanschelt hatte, bemerkte ich einen zweiten Badegast. Sie schwamm an mir vorbei und nickte mir wie einem Wanderer auf dem Berg zu.

Als ich ans Ufer schwamm, folgte sie mir. Ich zögerte herauszusteigen. Sie kam zu mir und sagte: „Na, genug?“, und ohne mich in die Verlegenheit zu bringen, darauf irgendwas Blödes wie „eigentlich nicht“ oder „bin ja schon eine Stunde drin“ sagen zu müssen, fügte sie an: „Ich bin Helen.“

„Hallo Helen“, sagte ich nur. Ich sah, sie trug einen roten Badeanzug, ich war nackt. Wir plauderten noch etwas, im Wasser stehend, dann dachte ich mir, es wäre cool, jetzt einfach `rauszugehen. Sie bemerkte wohl nicht, wie mir dabei die Beine schlotterten und mein Puls gegen die Aderwände schlug. Ich trocknete mich ab und ließ mir mit dem Anziehen Zeit, aber nicht zu viel, als ob diese Situation für mich so normal wäre wie fahrradfahren. Ihre Sachen lagen ein paar Meter neben meinen.

Sie nahm ihr Handtuch, um es durch ihr dunkelblondes Haar zu reiben, und streifte wie selbstverständlich ihren Badeanzug herunter, ich wäre fast explodiert, sie trocknete sich ab und zog erst den BH an, dann das Höschen und dann das hellblaue Kleid, das wunderbar zu ihren Augen passte. Ich sagte etwas Belangloses und vermied den Eindruck, sie zu mustern.

Wir spazierten durch den Wald in Richtung Stadt. Da sie zu Fuß hergekommen war, schob ich das Fahrrad, ein Stück fuhr ich auch mit ihr auf dem Gepäckträger sitzend.

Wir wohnten im selben Viertel. Als wir am Bahnhof vorbeikamen, hatten wir die Idee, im Fotoautomaten ein Bild von uns beiden zu schießen. Wir machten zwei Abzüge, sie schrieb auf die Rückseite des meinigen ihre Adresse, das andere behielt sie.

Irgendwie gerieten wir in einen Streit wegen unterschiedlicher Ansichten über Boy George, sie fand ihn doof. Daraufhin trennten wir uns und sahen einander nie wieder.

Ihr Name stand noch immer hinten auf dem Foto, zum Glück mit ihrem Nachnamen. Ich suchte sie in Google und fand sie, sie wohnt immer noch in meiner Gegend. Ich ging hin und klingelte. Da waren sie wieder, diese leuchtenden Augen, die Haare trug sie etwas kürzer. Ich sagte, wie sehr ich damals auf sie gestanden und mich nicht getraut hatte, weiter zu gehen. Sie erinnerte sich nicht an mich, doch sie bat mich herein, und wir vögelten.

LEBENSFORM KANNIBALISMUS

Fragt man dessen Nachbarn nach Klaus F., 37 Jahre (Alter geändert), beschreiben sie ihn übereinstimmend als unauffällig. Unverdächtig, könnte es auch heißen. Er grüßt höflich, hält die Treppe im Hausflur sauber, gab bislang nie Anlass zu Beschwerden. So wie Klaus verhalten sich die meisten Kannibalen, die bei uns leben. Angepasstes Verhalten bedeutet für sie nicht, sich zu verstecken, aber das, was sie sind, zu verbergen.

Auf Verständnis rechnet niemand von ihnen, deren Zahl bei einigen Tausend liegen dürfte, nicht eingerechnet die Menschen, die ihrem Wesen nach dazu gehören, aber es sich nicht eingestehen. Kannibalismus ist eines der letzten Tabus, bei dem das Bekenntnis noch immer schwer bis unmöglich ist — oder gemacht wird. Eine unvoreingenommene Betrachtung ist kaum zu finden, ein Diskurs findet nicht statt. Daher existieren bislang keine gesicherten Erkenntnisse, ob es sich um eine Veranlagung oder eine erworbene Eigenschaft handelt. Genauer gefragt: Haben die Betroffenen die freie Wahl?

Klaus F. sieht es so: „Mir wird, wenn ich Nahrungsmittel kaufe oder essen gehe, die Entscheidung aufgedrängt, mich dagegen zu entscheiden. Also stellt sich für mich die Frage nach einer Wahl nicht.“ Für Vegetarier zum Beispiel würden geeignete Speisen und Fertiggerichte separat angeboten. „Und die fragt auch keiner, ob sie aus Überzeugung Vegetarier sind oder ob es der Körper so verlangt.“ Klaus F. vergleicht seine Lage mit der eines Vegetariers, der ständig gezwungen wird, Fleisch aufzunehmen, oder der eines Fleischessers, den militante Veganer hindern, das zu essen, was ihn sättigt.

Wie ist dieses Defizit an Toleranz in unserer Gesellschaft, die auf ihre Offenheit Wert legt, zu erklären? „Es ist ein Kreislauf von Unkenntnis und Ablehnung“, findet Klaus. „Mit Kannibalismus bringt man Wilde, Unzivilisierte in Verbindung. Das ist nur ein Klischee, aber so etwas will nicht in unsere Vorstellung von der modernen Welt passen, so kommt die Ausgrenzung zustande. Dabei sind wir ganz normale Bürger, die Steuern zahlen.“

Also ist unser herrschendes Bild kor-rekturbedürftig?

Klaus F. nickt eifrig, als ob diese Frage bereits eine Erlösung sei. „Auf jeden Fall. Das Bild, das sich viele machen, ist doch das des Überfalls — wenn

man auf offener Straße oder im Dunkeln gefangen und gefressen wird. Da spielen Ängste aus der Urzeit eine Rolle, als der Mensch auf der Flucht vor Raubtieren war.“

Dies ist der Punkt, den die Kannibalen nachempfinden können. „Wir sind nicht die Unmenschen, zu denen wir gestempelt werden.“ Denn der Realität entspreche solch ein Szenario in keiner Weise. „Es geht nicht um Jagd, ebensowenig um Opfer oder Beute. Die Gegessenen gehen mit uns ein partnerschaftliches Verhältnis ein. Gegessen wird nur, wer es ausdrücklich will.“

Der Aspekt der Partnerschaft wird in der Öffentlichkeit vollständig außer Acht gelassen. Dabei bestehe gerade hierin der Wesenskern, „nicht im Gewürz“, wie er halb scherzhaft hinzufügt.

Es gebe Exzesse, das räumt Klaus F. ein, die lehne er ab, „genau wie alle anderen aus der Szene, die ich kenne. Aber es handelt sich da um absolute Einzelfälle, die mit uns überhaupt nichts zu tun haben.“

Sind diese Fälle Schuld an dem Imageproblem der Kannibalenszene?

„Die werden natürlich besonders hochgekocht in den Medien, die damit die Angstgefühle der Menschen anstacheln. Aber solche extremen Erscheinungen kommen auch nur deshalb vor, weil es eben nur beschränkte Kommunikationsmöglichkeiten gibt und kein öffentliches Forum möglich ist.“ Die meisten Beziehungen kannibalistischer Natur werden über das Internet geknüpft. Spezielle Vermittlungen gibt es nicht. An einen legalen Service gegen Bezahlung ist nicht zu denken, andererseits wäre das in Klaus' Augen nur ein Ersatz und Zeichen anhaltender Bigotterie. „Unsere Bemühungen gehen in eine andere Richtung. Wir wollen 'raus aus der Kriminalisierungsecke, wir wollen Anerkennung unserer Lebens- und Beziehungsform und zeigen, dass wir mit den Monstern aus der Presse nichts zu tun haben.“

Den Schock, den derartige Berichte auslösen, hält er für anmaßend. Denn „sowohl die Journalisten als auch die Leser essen Kühe, Hühner, Schweine, alles, was sich bewegt. Die Tiere werden nicht gefragt, ob sie das wollen. An Krieg und Straßenverkehr hat man sich gewöhnt, das gilt dann als normal.“

Die Sache mit dem Normalsein hat auch ihn lange Zeit belastet. „Man trägt halt so eine anerzogene Prägung mit sich herum, und wenn du irgendwann merkst, das stimmt nicht mit dir überein, hast du erst mal ein Problem. Kannibalismus ist Teil unserer kulturellen Identität, doch nur als verdrängte

Seite. Der Wolf im Märchen oder Hannibal Lecter im Film, diese Figuren üben auf alle eine Faszination aus. Aber es ist immer der Bösewicht, und die Vampire sind nicht einmal Menschen, da ist nur eine negative Bezugnahme möglich.“ Klaus hat sich mit Psychologie beschäftigt, um das Problem in den Griff zu bekommen. Viele, die das nicht schaffen oder noch nicht so weit sind, können sich nicht selbst akzeptieren. Doch vorerst bleibt es auch für ihn dabei, dass er seinen Kannibalismus verheimlichen muss, vor den Nachbarn, im Bekanntenkreis, selbst vor der Familie.

Wie erlebt er den Alltag, den Umgang mit Menschen? „Ich versuche, nicht daran zu denken.“ Auf der Straße merkt man ihm dennoch die Anspannung an. Wenn er sieht, wie die Passanten einander auf Beine, Hintern und Brüste schauen, kommentiert er: „Was meinen Sie, warum. Alle würden sie den Verdacht des latenten Kannibalismus empört von sich weisen.“

Klaus F. geht im Supermarkt an die Fleischertheke und kauft eine Wurst.

„Da weiß man nie, was drin ist.“

Klaus F. versucht es sich vorzustellen.

DER BRIEFKOPF

Als ich bei meinem Wochenendeinkauf auf dem Markt zusätzlich zu den Kartoffeln vom Ökobauern aus der Gegend auch noch eine Melone erwarb, weil ich mit dem Gefühl von Süden meinen Urlaub ersetzen wollte, und der Umwelt zuliebe sie in den dünnen Plastikbeutel drückte, zerbarst er unter der Last, für die er nicht genormt war, wodurch ich, einem Anfänger-Torwart ähnlich, hinter der rollenden Melone her eilte und zugleich die purzelnden Kartoffeln zu greifen versuchte.

Am folgenden Montag klingelte meine Nachbarin Sandra, Praktikantin bei der Lokalzeitung, an meiner Tür. Sie habe ein lustiges Foto von mir geschossen und kenne einen Grafikdesign-Profi, der daraus eine Postkarte machen möchte. Sie zeigte mir den Abzug, auf dem ein Mann, in dem ich mich erkannte, hinter entgleitenden Naturprodukten herjagt. Das Lustige daran ist das Straßenschild „Neuer Markt“, das dem Bild einen symbolischen Gehalt verleiht, auf den ich nicht gefasst war.

„Aber ist die Geschichte mit dem Neuen Markt nicht schon zu lange her?“, gab ich zu bedenken.

„Dominik sagt, die Geschädigten haben jetzt gerade genügend Abstand“, berichtete sie. „Und wenn er die Karte an einen Verlag verkauft, ist auch richtig Geld für dich mit drin.“

„Also gut, wenn die Geschädigten sich nicht mehr gedemütigt fühlen, helfe ich gern.“

Eine Woche darauf rief mich Designprofi Dominik an und bedankte sich nachdrücklich. Allerdings hätte er das Foto nicht verkaufen können, da der Postkartenverlag die Sache mit dem Neuen Markt als gegessen betrachtete.

„Dachte ich mir fast“, versuchte ich zu trösten.

„Dir ist die Idee halt nicht eher eingefallen. Ich sage jetzt einfach mal du. Aber dein Fotohonorar zahle ich natürlich trotzdem, aus eigener Tasche.“

„Ach nein. Ich habe ja die Melone und die Kartoffeln alle noch gefangen, also das hat mir ja keinen Verlust gebracht.“

„Dann erlaube mir eine Gegenleistung. Ich möchte mich erkenntlich zeigen. Vielleicht kann ich dir Aufkleber gestalten oder die Internetseite?“

„Das ist echt nett, aber so was brauche ich nicht, danke.“

„Oder Briefpapier. Mach ich gerne!“

„Ach nun, ich schreibe so selten.“

„Aber du hast noch keine professionell gestalteten Briefbogen, nicht wahr? Ich mache dir einen Entwurf.“

„Nun, ist nicht nötig.“

„Nur, wenn er dir gefällt.“

Ich bedankte mich eindringlich und ließ mir versichern, dass es kein großer Aufwand wäre.

Einige Tage später fand ich in meinem Briefkasten ein ausgedrucktes Blatt mit meiner Adresse in einem blauen Quadrat, was mir ziemlich klobig vorkam, und einem in leichtem Grau über die Seite ausgebreiteten Logo, einer stilisierten Schreibmaschine. Ein gelber Notizzettel haftete daran mit der Aufschrift „wie gefällt es dir?“ und einer Telefonnummer.

Ich rief an und sagte: „Danke für die Mühe, ich mache es doch lieber anders.“

Dominik rief erschrocken: „Anders? Wie willst du es denn, sag es einfach.“

„Ach danke, wir sind quitt.“

„Nein, nein, es geht um mein Ehrgefühl als Designprofi. Du kriegst natürlich, was dich zufriedenstellt und womit ich leben kann.“

Er nötigte mir das Versprechen ab, ihm eine Skizze mit meinen Vorstellungen per Mail zu senden.

Um ihn nicht vor den Kopf zu stoßen, behielt ich sein Logo bei, setzte es dezent nach oben und meine Adresse an den Rand.

Nachdem ich länger nichts von ihm hörte, rief ich ihn an.

„Ich habe es ganz neu gemacht. Komm doch vorbei, ich zeig's dir.“

Sein Studio war angefüllt mit Technik, einem Computer samt zwei Bildschirmen sowie noch mehr Geräten, Blätter und Bücher stapelten sich. „Das sind die Aufträge, die ich erst mal zurückgestellt habe. Hier.“ Er zog einen Bogen aus dem Drucker und hielt ihn mit beiden Händen mir entgegen. „Dein Entwurf kam mir so klobig vor“, erklärte er. „Jetzt ist das Logo schnit- tiger und passt besser zur Adresse.“

Die Adresse verlief in drei senkrechten Blöcken über die Seite, die Schreibmaschine war schräg verzerrt und gar nicht mehr als solche erkennbar. Ich schwieg.

Er sagte erwartungsvoll: „Und?“

„Ja, nun, das, das ist, das ist schon, also fast. Ich stelle fest, dass die Schreibmaschine, also die mechanische Technik, nicht in das moderne De-

sign passt. Daran hätte ich denken müssen. Wenn wir die weglassen, kann die Adresse einfach ganz locker nach oben, wo man sie erwartet.“

„Ich merke schon, du willst das Erwartbare.“

„Nein, ich meine nur, ich schicke dieses Papier ja als Brief an Jemanden, an den Adressaten, und der muss sich zurechtfinden.“

„Also herkömmlich.“

„Klassisch. Ich möchte es klassisch. Weil meine Empfänger eher so herum ticken, ich meine...“

„Ich weiß was du meinst. Keine Experimente. Ja nichts Neues.“

„Um mich geht es nicht. Wenn ich so einen Brief bekäme, würde ich ihn sofort lesen, keine Frage. Und ihn aufheben. Aber die Leute sind noch nicht so weit.“

„Gut, sind deine Briefe, okay. Ich mache es so, wie du willst. Aber dann setze ich nicht meine Signatur dazu.“

Ach, das war der Krakel unten, den ich mir nicht erklären konnte.

Eine Woche später fand ich wieder einen Bogen im Briefkasten. Schreibmaschinen-Logo und Adresse waren vermergt oder integriert und liefen schräg in Ufo-Form über die Mitte des Blattes. „Die Schrift scheint mir zu klein“, mailte ich und erhielt die Antwort, das wäre ja ein leicht zu änderndes Detail.

Ich erhielt eine Version zurück, bei der mir die Schrift noch kleiner erschien, was aber, wie er mir versicherte, nur eine Täuschung wegen der hellblauen Färbung wäre. Für die Post, die ich gerade zu beantworten hatte, benutzte ich den Briefkopf nicht, sondern schrieb schlicht mit der Hand.

Sandra klingelte mich aus dem Bett und verlangte, ich sollte unbedingt die Sache regeln, so könnte ich nicht mit Menschen umgehen.

„Das hat mit dem Menschen überhaupt nichts zu tun. Ich versuche immer, auf der Sachebene zu argumentieren“, verteidigte ich mich.

„Das ist es ja! Wenn du einfach sagen würdest, ‘mir gefällt es nicht’, kann jeder damit leben. Aber du versuchst, objektive Gründe anzubringen. Damit würdigst du ihn herab, denn das heißt, er hat keinen Durchblick.“

„Darum geht es doch gar nicht.“

„Dann sag ihm das.“

Ich ging in sein Atelier und traf einen verstörten Dominik an. „Du hast mich hintergangen“, seufzte er. „Du hast einfach hinter meinem Rücken ein anderes Briefpapier benutzt.“

„Ich habe gar kein Briefpapier benutzt, ich musste Post erledigen.“

„Aber nicht so. Man muss doch einen Brief gern in die Hände nehmen, gerade bei Geschäftspost. Das fällt auf mich zurück. Alle denken, das hätte ich so gestaltet.“

„Wir sind uns ja völlig einig darüber, dass gerade auch die Geschäftspost angenehm gestaltet sein muss. Es war halt eilig und ich fand, du bist hinter deinen Möglichkeiten zurückgeblieben. Ich wollte es lieber auf mich nehmen, unprofessionell zu wirken, um dir noch mehr Zeit zu geben.“

Er nahm die Hände vom Gesicht. „Du willst es also noch? Ich dachte, ich bin jetzt völlig draußen.“

„Aber nicht doch, ich bin doch darauf angewiesen, mit gut gestaltetem Briefpapier Eindruck zu schinden.“

Er trocknete sich die Augen. „Es gibt da eine neue Technologie, von der ich erst noch die Vollversion kriege. Das wäre dann völlig avantgardistisch.“

„Bitte keine übermäßigen Dings“, versuchte ich zu bremsen. „Du musst nicht, du kannst es bleibenlassen, wenn es sich nicht lohnt.“

„Bleibenlassen?“ Er sah mich fassungslos an. „Niemals! Das geht gegen die Gestalterehre! So kann nur jemand reden, der nichts von Design versteht. Jeder Mensch ist vielleicht ein Künstler, aber zum Design gehört Professionalität!“

„Und wann etwa ist es soweit?“

„Ich fange gleich an und bereite alles vor, bis die Technik eingesetzt werden kann.“

Das sagte mir nichts, und so verabschiedete ich mich mit den Worten: „Da bin ich ja echt gespannt.“

Bald darauf erhielt ich eine Mail, die ich nicht öffnen konnte, dafür bekam ich einen Anruf von einer Dame, die sich als Justiziarin der Designervereinigung vorstellte und mir eine Abmahnung ankündigte für den Fall, dass ich erneut das Urheberrecht verletze durch eigenmächtige Veränderungen eines geschützten Kunstwerkes. Ich versuchte klarzustellen, dass ich erstens nichts bestellt hätte und zweitens die Gestalterei keineswegs für Kunst hielte, sondern eine Abrufung computertechnischer Varianten, wofür sie mit „Was sind Sie nur für ein Mensch“ auflegte.

In der Folgezeit konnte ich keine Briefe mehr schreiben, nur Karten, und auch nur heimlich. Ich regelte geschäftliche Angelegenheiten vorzugsweise

über Mail oder Telefon. Faxen bewegte sich im Grenzbereich. Ich mailte Dominik, dass ich gespannt wäre auf das Ergebnis, das mein veralteter Rechner nicht aufmachen konnte, und kündigte meinen Besuch an. Da ich durch sein offenes Fenster die Stimmen von ihm und meiner Nachbarin vernahm, wobei er ihr erzählte: „Wenn die erste Seite mit dem Briefkopf gefüllt ist, macht man den Brief auf und wird neugierig, hab ich was verpasst? Wer schreibt mir? Ach so, wer mir schreibt, weiß man ja, aber wem? Dein Nachbar erkennt, dass der Brief nicht einfach nur ein Schreiben ist. Am besten, wir machen einen Computerspiel mit ihm als bierbäuchiger Figur, die gegen Kartoffeln und Melonen kämpft“, ging ich erst noch eine Runde um den Block, bevor ich klingelte.

Er wies mir den Platz neben Sandra vor dem Bildschirm zu, dann startete er. Wir sahen eine dreidimensionale Schreibmaschine, die sich um die eigene Achse drehte. Schrift lief quer durchs Bild, Linien durchkreuzten die Fläche und verschwanden wieder, bis ein Blitz die Fläche weiß erstrahlen ließ.

Sandra sagte: „Das ist ja wie im Kino“, was offenbar für Dominik die erlösenden Worte waren. Ein stolzes Lächeln huschte über sein Gesicht.

„Ja“, pflichtete ich bei, „da kriegt man Lust auf Cola und Popcorn. Was genau haben wir hier gesehen?“

„Tja, da staunst du, was? Was heute alles möglich ist! Momentan gibt es das nur auf dem Bildschirm. Aber das geht auch flach mit Laserhologramm und elektronischem Papier.“

„So weit ist man schon?“

„Fast. In wenigen Wochen ist es so weit. Du bist einer der ersten.“

Ich witterte meine einzige Chance. „Wie kann ich das nur aushalten, bis dahin alles wie bisher zu machen.“

Dominik hielt inne. „Du musst dringend Briefe versenden, was? Also für Provisorisch, da drucke ich dir das Frame aus, wo die ganze Adresse gleichzeitig im On ist. Das ist doch klar, du kriegst ein paar Bögen für die Übergangszeit. Sandra bringt sie dir.“

Mit dem glimpflichen Ausgang war ich zufrieden. Sandra übergab mir Tags darauf einen Packen Briefpapier und kündigte an, dass mein Briefkopf für eine Nominierung für die besten Spezialeffekte eingereicht wird. Der Ausdruck selbst beinhaltete bloße Schrift; die Übertragung hatte den Drucker überlastet.

Dummerweise hatte er eine falsche Adresse eingegeben. Das ist aber nicht weiter schlimm; ich habe nachgeschaut; dort ist eine Wohnung frei.

DIE FRAU AN DER KASSE

Ich stelle mich im Supermarkt gewöhnlich nicht an der Kasse an, wo die wenigsten Leute vor mir sind, sondern da, wo eine attraktive Kassiererin sitzt. So viel Erotik gibt der Alltag her, wenn man nur offen ist. So kommt es, dass ich meistens bei einer bestimmten Verkäuferin durch die Kasse gehe, der mit blonden Locken und hübschen Augen, so ähnlich wie wenn Madonna Verkäuferin wäre. Schon so was kann jemanden zu „jemandespeziellem“ machen, wobei ich für sie natürlich nur einer von Vielen bin. In jüngster Zeit musste ich feststellen, dass sie immer die Augen verdreht, wenn ich dran bin. Als wolle sie sagen: „Der schon wieder.“

Verunsicherung bemächtigte sich mei-ner.

Wie verhält man sich in einer derartigen Lage? Ist es richtig, nun erst recht bei ihr zu bezahlen? Oder mit besonders teuren Einkäufen auf sich aufmerksam zu machen? Oder ist es aussichtsreicher, sich beleidigt zurück-zuziehen?

Da keine Frau teuren Einkäufen widerstehen kann, versuchte ich es mit umgekehrter Psychologie.

Ich kaufte nur ein duplo. Als ich mich dynamisch näherte und das duplo auf das Band stemmte, rollte der Einkaufswagen an ihr vorbei, wobei sie erst wie gewohnt die Augen verdrehte und dann ihren Blick dem Wagen folgen ließ. Da begriff ich, was ihre Augenbewegung immer zu bedeuten hatte. Über der Kasse ist ein Spiegel angebracht, in dem die Kassiererinnen überprüfen, ob der Kunde nicht noch was im Wagen vorbeischleust.

Großartig. Sie traut mir einen Trickdiebstahl zu.

Sie meint, ich könnte im Wagen etwas versteckt halten und sie überlisten. Sie hält mich für einen schweren Jungen.

Ich habe echte Chancen.

MEIN FAMILIENSCHANDFLECK

Noch vor wenigen Jahren hätte ich es als Schriftsteller einfach gehabt. Beziehungsgeschichten mit Sex verkauften sich gut, weil Alle so was mit Sex aus dem eigenen Leben selbst gern hätten, also bestellten die Verlage das von den Autoren. Diese Zeiten sind vorbei. Danach kamen die Generationenanalysen, aber das war keine Literatur im eigentlichen Sinne, sondern bloße Signalgebung und damit unter meiner Würde, denn von mir wurde so was nicht bestellt.

Zur Zeit floriert die dialektische Aufhebung beider Vorläufer, die Beziehung zur vorigen Generation. Nazi in der Familie. Aufarbeitung und Näherung, ohne Gemeinmachen oder Relativierung, auseinandersetzungsmäßig, aber ohne Verurteilung. Sehr postachtundsechzig. Das sagt jedenfalls meine Agentin, die endlich mal ein Buch von mir verkaufen möchte. Da müsse man nicht weit suchen, meinte sie. Bei ihr zum Beispiel ist der Stiefgroßonkel 1938 in die Partei eingetreten.

„Ach was“, fand ich. „Und hat er es später bereut?“

„Natürlich.“

„Wann?“

„Nach dem Krieg.“

Das reichte mir zum Heiratsantrag.

„Habt ihr keine eigenen Nazis in der Familie gehabt?“, reagierte sie.

„Meine Leute kamen nicht dazu. Die wurden erst heim ins Reich geholt, als es sich eigentlich nicht mehr lohnte.“ Ich verwies auf unser gemeinsames wirtschaftliches Interesse und betonte, ich würde mich äußerst sorgsam der Geschichte meines Schwiegerstiefgroßonkels annehmen. Ich recherchierte mit der Gewissenhaftigkeit eines der Wahrheit und Aufarbeitung verpflichteten Schriftstellers, der seine im fiktiven Bereich geschulten Künste anwendet, um in den Tiefen der eigenen Familiengeschichte zu schürfen, die zugleich paradigmatisch für die Geschichte einer Nation steht, und der dabei mit der Brisanz des Themas zu kämpfen hat. Denn es mussten all die Jahrzehnte vergehen, bis ein vorurteilsfreier Blick möglich und geduldet wird. Mir gelangen die Darstellungen von Konfliktsituationen und Verhaltensweisen, die aus heutiger Sicht unverständlich erscheinen, aber im Gesamt-

zusammenhang mit der damaligen Zeit auf grausige Weise nachvollziehbar sind. Der Leser muss sich sein eigenes Bild machen und sich die Frage stellen — oder besser: sich der Frage stellen —, wie er sich verhalten hätte, und das hoffentlich zehntausendfach. Schon mit dem Treatment konnte meine Frau, die immer noch meine Agentin war, bei einem renommierten Verlag begeis-tertes Interesse auslösen. Man wollte bis zur Buchmesse noch schnell einen Ersatz für ein Buch herausbringen, das nach Drucklegung aus dem Programm gekippt werden musste, weil sich der historische Bezug zu Hitlers Quizshows als Schwindel erwiesen hatte. Während ich die ausführliche Arbeit fertigstellte, gab der Verlag Ankündigungen und Rezensionen an die Presse durch, in denen mein Werk als das richtige Buch zur richtigen Zeit gelobt wurde. Sogar Werbeanzeigen in überregionalen Zeitungen buchte der Verlag, so dass die Kultur-Ressorts Vorab-Drucke für richtige Rezensionen bestellten. Ich hatte es ins Feuilleton geschafft.

Kurz vor dem Erscheinungstermin brachte Kulturzeit einen Beitrag über mein Buch. Vernichtend. Nicht weil es schlecht geschrieben wäre, sondern weil die Fakten nicht stimmen. Mein Schwiegerstiefgroßonkel sei gar kein richtiger Nazi gewesen, nur ein Mitläufer, der 1938 zum Eintritt in die Partei gedrängt worden war. Ein Loser, nicht einmal ein Anti-Held, nur ein Unheld. Keine Persönlichkeit, deren Verstrickung interessant wäre. Kann man so sehen. Finde ich aber gemein, dass so wenig künstlerische Auslegungsarbeit gestattet sein soll. Wo bleibt die dichterische Freiheit.

Der Verlag hat sich von meinem Machwerk distanziert und bringt nun doch eine umgeschriebene Variante von Hitlers Quizshows.

Das Verhältnis zu meiner Ehefrau ist zerrüttet, wie man sich denken kann. Aber so eine Geschichte hat nun überhaupt keine Chancen mehr.

MIESS UND SCHLAPP, DIE MOTORRAD-ANWÄLTE

Alles begann lange bevor es im Desaster endete. Die schöne Anwältin Rebecca Schlapp ist gerade in den witzigen Anfangsdialog verwickelt mit ihrem Kanzleikollegen Christoph Mieß, der für einen Mann auch ganz gut aussieht mit seinem graumelierten Haar, das nach Reife und Erfahrung aussieht, weswegen die Klienten ihm voll vertrauen können. In persönlichen Angelegenheiten aber ist er manchmal ganz schön festgefahren, was aber irgendwo sympathisch bleibt, weil er eben doch mit seiner Rolle als Mann in der heutigen Zeit zu kämpfen hat. Er ist nämlich heterosexuell, und eigentlich würden Christoph Mieß und Rebecca Schlapp ein ziemlich gutes Paar abgeben. Es kommt aber immer irgendwas dazwischen. Noch nicht mal geküsst haben sie sich. Beide wissen auch nicht, ob sie selbst es wollen würden, geschweige denn, ob der andere Interesse hätte. So bleibt es immer in der Schwebelage, was die Sache spannend hält und Anfangsgespräche beim Morgenkaffee im Bistro um die Ecke abgibt so wie jetzt, wo sie sich über seine These streiten, Frauen könnten von Natur aus nicht so gut Motorrad fahren wie Männer. Das müsste er eigentlich besser wissen, schließlich ist Rebecca genau wie er Motorradanwalt und hat schon für ihn so manchen Fall in letzter Minute aus dem Feuer gezogen, weil sie auf dem Motorrad eine coole Action-Sequenz hingelegt hat. Auch diesmal ist es wieder so, aber das weiß man jetzt noch nicht.

Rebecca rührt in der Kaffeetasse herum, da fragt Stephan sie: „Na, Sie sind doch nicht etwa nervös?“

„Ich? Wieso soll ich nervös sein? Wer, ich?“, reagiert sie ungehalten, und so geht das noch ein paar Mal hin und her.

Dann kommt plötzlich der Kumpel von Stephan 'reingerannt. Das ist sonst immer der lustige Typ, der mit irgendwelchen Aktionen für Wirbel sorgt. Diesmal scheint er ganz schön in einen Schlamassel geraten zu sein, denn er ist völlig außer Atem, so aufgereggt ist er, außerdem ist er die letzten sieben Minuten nur gerannt, als die beiden Anwälte so gemütlich frühstückten. Daran denkt man immer nicht, wenn man es gerade gemütlich hat und einfach abhängt, aber irgendwo anders auf der Welt rennen Leute 'rum, weil sie Probleme haben, für die sie vielleicht gar nichts können.

Meistens kriegt man davon gar nichts mit, weil sich die Ereignisse nicht überschneiden im Normalfall. Dafür ist man sonst umso mehr verblüfft. Stephan versucht, beruhigend auf seinen Kumpel einzureden: „Hallo Jürgi, Mensch, was ist denn mit dir los, beruhige dich doch erst mal, willst du einen Kaffee?“

Aber der ist zu abgehechelt, um was Vernünftiges zu sagen, er keucht nur: „Du musst mir ... ich brauche dringend ... es geht um“, und zwischendurch muss er immer wieder nach Luft schnappen. Rebecca hat der Bedienung schon zugewinkt und bedeutet, die soll dem einen Kaffee hinstellen. Erst nachdem er davon getrunken hat, sammelt er sich und erzählt. Er ist da in eine ganz dumme Sache 'reingeraten. Details würden jetzt zu weit führen und unterliegen ja sowieso der anwaltlichen Schweigepflicht. Christoph ist entsetzt und sagt: „Mensch Jürgi, das ist ja echt blöd. Das ist ein Strafprozess und wenn jetzt gleich die Verhandlung ist, muss doch schnell noch jemand die Einstellung des Verfahrens beantragen oder einen Befangenheitsantrag stellen. Blöd, dass sich so ein Strafprozess nicht richtig lohnt. Hast du nicht auch noch eine Scheidung laufen oder eine Klage auf Schadensersatz?“

Der guckt nur ganz betrübt. Der hat immer solche Grimassen drauf. Damit könnten eigentlich alle wieder an ihre Arbeit gehen, aber Rebecca ist entsetzt. „Das geht doch nicht“, flüstert sie mit unterschwelligem Schreien. „Ich denke, das ist Ihr Freund! Den können Sie doch nicht einfach so im Stich lassen!“

Es folgen einige Sätze über den Wert einer Freundschaft, zum Beispiel, was der denn zum Beispiel für Stephan tun würde, aber der kann ja nichts. Stephan gibt nach, aber eigentlich, weil er vor Rebecca nicht dastehen will wie jemand ohne irgendwelche Verantwortung, sondern vor Attraktivität strotzend. Ganz unbewusst natürlich.

Also schnappt er sich seinen Helm und schlüpft in seinen Lederanzug. Es brummt, das ist das Motorrad, und er winkt den Typ zum Aufsteigen heran. Der hat zwar keinen Helm und normalerweise darf man so nicht fahren, aber es ist ja ein Notfall und es wird schon nichts passieren, obwohl er ganz schön schnell fährt, besonders das Stück über die Autobahn, wo er sich zwischen den Autos hin- und herlegt beim Überholen, aber auch in der Fußgängerzone, wo es zum Gericht geht. Weil er so rasant war, kommt er gerade noch rechtzeitig.

Rebecca ist unterdessen hoch ins Büro gegangen, wo schon ein Klient

auf sie wartet. Er ist seltsam gekleidet, das fällt ihr sofort auf. Genaugenommen ist er im eigentlichen Sinne gar nicht bekleidet, jedenfalls nicht mit Kleidung oder anderen Modeartikeln, sondern nur mit herunterhängenden Schmuckge- genständen aus Nashornteilen und Zebrastrreifen. Im Gesicht hat er Farben und genarbte Haut. Außerdem hat er einen Speer. Sie findet das gut. Noch außerdem spricht er merkwürdig. So eine Mischung aus Schlucken und Rufen. Das kann man mit unseren Buchstaben gar nicht wiedergeben. Er berichtet ihr, dass er die Scheidung einreichen will, und sagt gleich, dass er nicht viel Geld hat. Rebecca erinnert sich, was sie vorhin gesagt hat mit Helfen und so, deshalb sagt sie na gut, wir gucken mal, was wir 'rausholen können. Manche Anwälte sind eben doch ganz nett. Wer sein Fach beherrscht, der kann viel für seinen Mandanten machen, da geht so Einiges, weil mal einen Unterschrift auf einem Fax gilt vor Gericht und mal nicht, und wenn die andere Seite da nicht mitkommt, kann die Frist verstreichen und solche Feinheiten. Da ist der Anwalt sein Geld echt wert.

Der Mann erzählt als Scheidungsgrund, dass ihn seine Frauen nicht mehr verstehen. Er ist übrigens ein Massai aus Nordtansania. Da haben sie über zweihundert Wörter für Frau. In dem Moment fällt Rebecca etwas ein, was Stephan und dem Freund in seinem Fall helfen kann. Da es ganz eilig ist, bittet sie den Mann, zu einem Termin am Nachmittag wiederzukommen. Er versteht das.

Wegen der Frauen, das war es, was ihr die Idee brachte. Wenn sie einen Profiler findet, der ein Profil von einer weiblichen Tatperson erstellt, denn danach sieht es aus, ist der Freund aus dem Schneider, weil er nicht zum Profil passt. Genauer können wir nicht ins Detail gehen, aber das reicht ja.

Rebecca schmeißt sich in die Motorradkluft, was bei ihr besonders scharf aussieht und die Figur betont, und braust los auf dem Motorrad. Das rockt voll. Sie legt sich fast noch mehr in die Kurven als vorhin Stephan, und bei ihr schaut hinten unterm Helm noch der Haarschopf vor und wedelt im Wind. Einmal springt sie sogar mit dem Motorrad über eine Brücke, die in der Mitte noch gar nicht fertig gebaut ist. Na jedenfalls findet sie einen Profiler, wie er gerade durch den Park joggt, und erklärt ihm vom Motorrad aus, worum es geht, und obwohl er es als diskriminierend empfindet, als Profiler bezeichnet zu werden, und sich lieber politisch korrekt Operativer Fallanalytiker nennen lässt, springt er auf und fährt mit die Stufen hoch in den Gerichtssaal, wo er gerade noch rechtzeitig eintrifft, um das Ruder

'rumzureißen. Stephan ist begeistert von Rebeccas Einfall und gibt es sogar zu. Das erinnert sie an den Termin mit dem Massai, weswegen sie ganz schnell wieder wegfährt und ihren Kollegen verwirrt zurücklässt. So sind weitere Missverständnisse wieder vorprogrammiert.

Genauso rasant, wie sie zum Gericht gefahren war, fährt sie jetzt zurück zur Kanzlei. Die Sekretärin sitzt da und feilt die Fingernägel, um zu zeigen, dass nichts los ist.

Rebecca fragt nach dem Mann in der seltsamen Kleidung und mit dem Speer. Aber sie sagt, der ist nicht wiedergekommen. Dabei ist es schon über der Zeit.

Rebecca findet das interessant.

Sie wartet weiter. So hockt sie bis in die Nacht an ihrem Schreibtisch. Ab und zu versucht sie, Akten zu bearbeiten, aber sie kann sich nicht konzentrieren, immer wieder schweifen ihre Gedanken ab. Weggehen kann sie auch nicht, denn es könnte ja sein, dass er gerade dann kommt. Schließlich ist ihr klar: er muss wohl wieder nach Tansania zurückgefliegen sein. Am nächsten Morgen wundern sich alle, dass sie nicht kommt.

Auf dem Zettel, den sie hinterlassen hat, steht einfach nur „Doch“, weil alle sagen, die kann doch nicht einfach so Hals über Kopf alles stehen und liegen lassen und abhauen wegen einem, den sie gar nicht näher kennt. Da sitzt sie schon im Flugzeug. Während sie sich im Massai-Gebiet unter heißer Sonne auf die Suche nach ihm macht, regnet es bei uns natürlich. Schließlich findet sie ihn und verfällt ihm sofort. Ja, jetzt ist sie die weiße Massai.

Vielleicht ist es auch ein anderer, der so ähnlich aussieht, was macht das schon, so intensiv gelebt hat sie noch nie wie an der Seite dieses Mannes. Der braucht keinen großen Wagen als Ersatz.

Die einfachen Dinge kriegen plötzlich einen ganz anderen Stellenwert. Manchmal denkt sie zwar, Komfort wäre auch ganz nett wie Strom oder fließendes Wasser oder eine Toilette, aber so geil ist nichts sonst, was sie jemals erlebt hat.

Am Nachmittag muss sie wieder zurück nach Hause.

Sie schaut nochmal in der Kanzlei vorbei, wo Stephan noch arbeitet und nur sagt: „Ach, Rebecca, schön, dass Sie wieder da sind.“ Kalt und nüchtern. Aber wenigstens hat er sie beachtet. „Sie haben da Farbe im Gesicht und Ziernarben“, stellt er noch fest.

Wenn er doch immer so aufmerksam gewesen wäre, denkt sie auf der

gemeinsamen Toilette, wo er immer den Deckel oben lässt. Aber sie sieht diesmal alles mit anderen Augen. Jetzt geht es wieder, jetzt macht ihr das miese Wetter nichts aus. Sie weiß jetzt, was das Leben wirklich ist. Das kann nur jemand verstehen, der mindestens mit dem Kanu mal beinah umgekippt ist.

WENN DIE GESCHICHTE ANDERS VERLAUFEN WÄRE

AUSWIRKUNGEN VON ABWEICHENDEN EREIGNISSEN

Man denkt viel zu viel darüber nach, was noch kommt. Dabei weiß man zu wenig, um halbwegs genaue Vorhersagen treffen zu können. Je weiter man in die Zukunft schauen will, desto mehr kann dazwischenkommen. Das erkennt man schon daran, dass bisher auch schon ganz schön was dawischengekommen ist. Manchmal wäre es besser gewesen, es hätte sich weniger ereignet. Aber auch das kann man nur grob schätzen. Dank der Computerkapazitäten lässt sich ausrechnen, was wie verlaufen wäre bei anderen historischen Prämissen. Somit lässt sich feststellen: am Zustand der Welt ist die Geschichte schuld.

WENN DIE SAURIER NICHT AUSGESTORBEN WÄREN

Im zweiten Punischen Krieg hätte Hannibal sich nicht auf schlappe Elefanten verlassen müssen, sondern wäre mit ein paar T-Rexen und Raptoren über die Alpen marschiert und in Rom eingerückt. Karthago hätte gewonnen, Rom wäre unauffindbar. Das nordafrikanische Klima würde dem Papst nicht gut bekommen, er würde noch mehr reisen und wäre wahrscheinlich schon zurückgetreten.

WENN DAS FEUER NICHT GEGRILLT HÄTTE

In der Urzeit teilten sich die Höhlenmenschen die Arbeit. Die Frauen blieben in der Umgebung und sammelten essbare Gewächse. Unterdessen zogen die Männer los und erlegten große Tiere, die sie als Trophäen nach Hause schleppten, um die Frauen zu beeindrucken. Einmal fiel ein Tier ins Feuer und war bald darauf gar. Die Menschen entdeckten, dass man auch Fleisch essen kann. Sonst wären wir jetzt alle noch Vegetarier.

WENN DEUTSCHLAND DEN ERSTEN WELTKRIEG GEWONNEN HÄTTE

Den zweiten Weltkrieg hätte es gar nicht gegeben, weil nichts mehr zum Erobern dagewesen wäre. Holland wäre ins Reich eingegliedert worden und

hätte mit seiner liberalen Drogenpolitik den Kriegswillen lahmgelegt. Hitler hätte ein Kochbuch geschrieben.

WENN KOLUMBUS INDIEN ENTDECKT HÄTTE

Eigentlich hatte Kolumbus vor, durch die Erdumrundung nach Indien zu gelangen. Wenn ihm das gelungen wäre, könnte es Amerika nicht geben, weil das dazwischen liegt. Damit hätte Fast Food in Indien erfunden werden müssen, wodurch wegen der heiligen Kühe BSE unbekannt wäre.

WENN DAS AUTO NICHT ERFUNDEN WÄRE

Wer denkt, dann wären die Parkplätze frei, irrt. Die gäbe es ja gar nicht, für wen denn. Der freie Platz wäre eingesetzt als Start- und Landebahn für Billigflieger, daher wäre die Mobilität der Bevölkerung viel höher, und der Einzugsbereich für Arbeitsplätze wäre deutlich weiter. Die Sozialreformen wären darauf gerichtet, die Fallschirme nicht mehr zu bezuschussen.

WENN EINSTEIN FRÜHER GELEBT HÄTTE

Die Entdeckung der Atomkraft hundert Jahre früher hätte die Wirtschaft in eine andere Richtung gelenkt, weg vom Öl. Die Organisation erdölexportierender Länder wäre etwa so bedeutsam wie der peruanische Bauernverband. Da allerdings der Vorrat an spaltbarem Material irgendwann zur Neige geht, was etwa jetzt der Fall wäre, würde das Öl als alternative Energiequelle der Zukunft gelten. Mittlerweile wären aber bereits die arabischen Herrschaftsstrukturen einem demokratischen System gewichen und die Türkei würde überlegen, ob sie Europa aufnehmen will.

WENN NAPOLEON SCHWEDE GEWESEN WÄRE

Das schwedische Gesundheitssystem hätte in England eine Reform hervorgebracht mit Claudia Roth als Eiserner Lady. Außerdem hätte die Sowjetunion ohne Russland auskommen müssen, so dass Putin heute in Dresden Taxi fahren würde.

Gorbatschows Perestroika würde die Unabhängigkeit Schwedens von Russland zulassen. Das klingt zwar nicht auf den ersten Blick einleuchtend, aber so ist eben die Chaostheorie.

DAS TOLERANZ- HEIMTRAININGSPROGRAMM

Wir alle mögen sie, die süßen kleinen Randgruppen. Sie haben etwas Gemeinsames, über das sie sich definieren. Darum beneiden wir sie. Aber halt. Ist Neid nicht ein negatives Gefühl, das unser Karma brüchig und splissig erscheinen lässt? Ja, werden Sie einwenden, aber wenigstens können wir darüber uns definieren. Recht haben Sie. Es gibt aber noch etwas Besseres, das den gleichen Zweck erfüllt. Was denn, fragen Sie nun, etwa Toleranz? Toleranz ist doch etwas für den Bundespräsidenten und die Gesellschaft, viel zu schwer für einen allein!

In meinen Toleranzseminaren werde ich oft mit dieser Auffassung konfrontiert. Viele Menschen fürchten, in eine intellektuelle Auseinandersetzung hineingezogen zu werden, für die sie sich nicht gewappnet fühlen.

Auch ich habe früher so gedacht. Damals wäre ich froh gewesen, einen Ratgeber wie diesen zu haben, mit dem ich mir die Toleranz als Gefühl einverleiben kann, ohne selbst zum Objekt zu werden.

Toleranz ist wichtig, wie das Beispiel Theo van Goghs zeigt. Er war nicht tolerant, und man sieht ja, wohin das führt. Nach solchen Vorfällen fragen mich viele besorgte Menschen, was sie tun können oder müssen. Am meisten sind sie überrascht, wenn ich ihnen sage, es reicht schon, für oder gegen etwas „zu sein“. Halt, fragte mich daraufhin eine Neoachtundsechzigerin, das klingt ja nach höherem Aufwand statt nach weniger. Das stimmt, sagte ich ihr; das soll es auch. Wenn man weiß, wie, genügt das völlig. Es sind nur wenige Schritte und Regeln, die es zu befolgen gilt.

„Rufen Sie doch jetzt gleich auf Ihrem Mobiltelefon Ihre türkische Freundin an und erkundigen Sie sich, ob sie für eine Atmosphäre der Offenheit ist“, empfahl ich ihr. Sie sah mich verzagt an und meinte nach kurzem Zögern: „Ich habe aber keine türkische Freundin.“ Darauf schwieg ich einen Moment und fragte zurück: „Aber ein Mobiltelefon haben Sie doch?“ Wir sehen eine so einfache wie klare Regel: Ihre Einstellung realisiert sich nur, indem Sie sie darlegen.

Daran schließt sich Regel Nr. 2 an: Ihre Einstellung können Sie daraus gewinnen, dass Sie sie darlegen.

Natürlich liegt darin ein Hauptgrund, warum Menschen meine Kurse besuchen. Oft bereitet das tolerante Formulieren Schwierigkeiten, gerade wenn es um heikle Angelegenheiten geht. Hier hilft es zu wissen, dass wir uns schon mit der tolerant gemeinten Ausrichtung im Einklang mit den Wünschen der Toleranzobjekte befinden. Als ein Freiburger Theater im Rahmen eines Theateraustauschs seine Aufführung von Tankred Dorsts „Parzival“ in einer iranischen Stadt von der dortigen Zensurbehörde genehmigen lassen musste, bat mich eine Schauspielerin um einen Rat gegen ihre Angst. Ich machte sie darauf aufmerksam, dass sie eine interessante Erfahrung machen könne und die Begegnung mit einer anderen Kultur immer ein Abenteuer sei. Etwas später rief sie mich an und berichtete begeistert von dem Erlebnis. Die Männer waren sehr nett, und die Verbote zum Beispiel der unbedeckten Frauenhaare und der Berührung von Männern und Frauen habe die Erotik nur gesteigert. Dritte Regel: Gelegenheiten zur Toleranz gibt es so viele, wie Sie bereit sind zu erkennen.

Davon gibt es mehr, als Sie vermuten.

Sie können es nämlich schon als Ihre Toleranz auslegen, wenn nichts los ist. Gehen Sie beim Ausländer essen oder beschäftigen Sie eine schwule Reinigungsfirma. Ja und? Nichts und. Deuten Sie das als Ihre Toleranz, weil es immer noch viele gibt, die das nicht für selbstverständlich halten.

Sie haben damit die Grundlage geschaffen für eine wichtige Toleranzmethode, die bei schwierigeren Situationen zum Einsatz kommt, der Verallgemeinerung ins Ungefährliche. Diese Fertigkeit brauchen Sie, wenn auf den ersten Blick eine Bedrohung besteht.

Das Grundmuster geht folgendermaßen: „Ja, das ist schlimm, aber ich habe mit anderen Mitgliedern der Randgruppe, aus der die Einzelnen kamen, gesprochen, die haben jetzt alle Angst vor Überreaktionen.“ Wie Sie bemerken, fühlen Sie sich gerade dann der Mehrheit zughörig und sicher, wogegen das, was Sie befürchten, an Schrecken verliert.

Regel 4: Das Gegenteil ist viel schlimmer.

Diese Regel funktioniert immer, weil sie es Ihnen ermöglicht, nach der Verallgemeinerung, der einfachsten Form der Abstraktion, das zu schlussfolgern, was Sie interpretieren wollen. Das ist nicht so kompliziert, wie es sich anhört. Sagen Sie in verständnisvollem Ton: „Wovon müssen Menschen ge-

trieben sein, wenn sie keinen anderen Ausweg sehen, als sich in die Luft zu sprengen?“ Vom Gruppenführer vielleicht, aber gemeint ist natürlich der Nahost-Konflikt mit der Mauer und dem Öl, also irgendwie Amerika. Da können Sie auch dem Umstand, dass es Pazifisten nur in der amerikanisch dominierten Hemisphäre gibt, so auslegen, dass sie dort eben besonders notwendig sind.

Wenn Sie die Verallgemeinerung beherrschen, haben Sie auch schon die Fähigkeit zum Argument per Assoziation. Gerade die Ausübung religiöser Toleranz vereinfacht sich durch Überschaubarkeit. Ordnen Sie religiösen Fanatismus dem Bereich Religion zu, nicht etwa dem Bereich Fanatismus. Bewundern Sie die Entschlossenheit, zeigen sie, dass Sie der betreffenden Religion etwas abgewinnen können. So viel Schweinefleisch ist ohnehin nicht gesund, da wird auch das Kopftuch seinen Sinn haben. Sie sollen sich ja nicht gleich beschneiden lassen.

Fünfte Regel: Alles ist Diskussion.

Ihr äußerstes Zugeständnis besteht darin einzuräumen: Ja, das müssen wir so benennen.

Solange Sie Individuen als Teil der Statistik auffassen, gehören Sie zur Mehrheit und beziehen daraus das Gefühl der Überlegenheit. Das dürfen Sie sich unter keinen Umständen anmerken lassen. Wichtigste Regel: Zeigen Sie Ihre Toleranz, indem Sie Intoleranz anprangern. Was sind einzelne Erscheinungen gegen Feindlichkeiten und Aufstachelei?

Wehren Sie den Anfängen, auch wenn die Anfänge längst vorüber sind.

Verurteilen Sie nicht. Es fällt auf Sie zurück.

Ihre privaten Mängel verlieren an Bedeutung, wenn Sie Ihre Schuldgefühle für die großen Themen aufsparen. Sie finden den totalen Frieden. Als mir ein Anwalt sein schlechtes Gewissen berichtete, weil er seiner illegalen Putzkraft den Lohn heruntergehandelt hatte, riet ich: „Genieren Sie sich für Hitler, und beide Probleme sind damit für Sie erledigt.“

Schlimmer als Ihre kleinen Unzulänglichkeiten wäre der Kampf der Zivilisationen. Solange Sie für ein gleichberechtigtes Miteinander eintreten, befinden Sie sich auf der Seite deren, die darüber entscheiden.

Schützen Sie unsere befreundeten Minderheiten. Wenn wir nur eine Kultur, eine Gesellschaft oder eine Zivilisation wären, mit wem sollen wir dann auskommen? Mit uns etwa? Denken Sie mal drüber nach.

DIE JAGD AUF DEN FEUERTEUFEL

Die Sirenen der Feuerwehrautos heulen, als wollten sie sich gegenseitig übertönen. Die Flammen schlagen wie wild aus dem Bürohaus, das lichterloh brennt.

„Das ist ja noch lichterloher als beim letzten Brand!“, ruft der Einsatzleiter zu Feuerwehrinspektor Fehring, dem Chefermittler der Sonderkommission Feuerteufel, die dem Serienbrandstifter auf den Fersen ist. Diesmal ist der wieder eine Nasenlänge voraus. „Ich habe ja schon viel gesehen“, murmelt Fehring, „aber das hier“, er wendet seine Blick ab, „das hier kommt nun noch dazu.“

Die lokale Presse ist auch gekommen, um Bilder zu machen. „Das trägt eindeutig die Handschrift des Feuerteufels, und wir werden alles tun, um ihn in die Hände zu kriegen“, diktiert Fehring dem Journalisten in den Block, dann muss er sich noch vor den Grundmauern des abgebrannten Hauses fotografieren lassen.

Am nächsten Tag ist das so in der Zeitung. Unter dem Foto steht: „Keine Spur ist zu klein für Chefermittler Fehring, der auch Die Nase genannt wird. Sein Meisterstück war der gefährliche Doktor Hussein, das Genie unter den Brandstiftern, den er nach zähen Ermittlungen dingfest gemacht hat.“

Die SOKO Feuerteufel hat die Zeitung bei der Morgenkonferenz, als Fehring dazukommt. Da gucken ihn die anderen vier schon vorwurfsvoll an. „Bitte was soll denn das hier sein, sag mal, das ist doch wohl“, sagt Assistentenermittlerin Simonè. Aribert, der Laborchemiker, findet auch: „Jetzt aber mal echt.“

Psychologin Catrina und Ingenieur Johannes nicken. Catrina wirft ein: „Na ich sage dazu nichts, also jedenfalls.“

Chefermittler Fehring setzt sich. „Bei der Polizei ist ein Hinweis eingegangen, dem wir nachgehen sollten“, kündigt er an. „Es wird wohl noch Arbeit fürs Labor geben. Simoné, komm mit, wir fahren.“

„Nicht in dem Ton eh“, faucht Simoné. Sie gießt sich noch Kaffee in die Tasse und schwappt etwas daneben. „Siehste!“, zischt sie, „ich könnte wirklich.“ Im Auto sinniert Fehring: „Ich glaube, der Feuerteufel will uns

etwas sagen. Er spielt Katz und Maus. Es ist, als wolle er mir zeigen, dass ich meinen Meister gefunden hätte.“

„Ja klar“, knurrt Simoné. „Es geht natürlich um dich. Da brennen Häuser ab, und was denkt der Herr Nase? Dass man ihm was sagen will. Also manchmal bist du.“

Er geht nicht darauf ein.

„Und wenn man ihm vielleicht mal wirklich was sagen will, schaltet er auf stur. Muss wohl immer erst ein Feuer sein, bevor er sich aufmerksam machen lässt. Weiß ja nicht mh.“

Sie gelangen in eine Reihenhaussiedlung in der Vorstadt. „Wir vernehmen einen Barbesitzer. Er kann uns einen Hinweis liefern“, erklärt Fehring.

„Eigentlich weiß ich gar nicht wirklich, ob ich das so will“, erzählt sie weiter. Fehring schaut fragend zu ihr. „Na das mit der Feuerwehr und den Ermittlungen und so. Ich habe Potenzen, aber mein Ding so voll hier?“

„Das gehört jetzt nicht hierher.“

„Für mich schon. Ich wollte eigentlich immer Profiler werden. Aber dann na ja.“

„Jetzt ist nicht der richtige Zeitpunkt, das zu erörtern. In dem Verhör schlage ich die Strategie der vor, ihn zur Unbedachtheit zu verleiten.“

„Hallo? Jetzt wechsel doch nicht das Thema. Du nimmst mich überhaupt nicht ernst. Ich sage hier was Persönliches von mir, und du lenkst ab. Weißt du was. So wirst du nie erfolgreich Verhöre führen können. Wenn du nicht auf die Menschen eingehst. Die sind nicht für dich und deine Selbstbezogenheiten zuständig, ja ich weiß Selbstbezogenheiten ist kein gängiges Wort, aber du weißt doch genau.“

Der Barbesitzer öffnet missmutig.

„Wir haben das hier gefunden“, Fehring hält ihm ein Feuerzeug entgegen, „das kennen Sie vielleicht.“

„Durch meine Hände gehen so viele Feuerzeuge, die kann ich mir doch nicht alle merken.“

„Oh, niemand verlangt das von Ihnen. Ich dachte nur, das hier hätte sich Ihnen eingepägt, weil es möglicherweise der Feuerteufel aus Ihrer Bar hat.“

„Na und? Wieso soll mir das aufgefallen sein?“

„Sie haben Recht, wahrscheinlich war das zu unbedeutend für Sie, aber

wir müssen jeder Spur nachgehen. Ihre Fingerabdrücke sind darauf und die vom Feuerteufel, die wir aber niemandem zuordnen können. Wäre halt zu schön gewesen, wenn Sie uns hätten helfen können. Auf Wiedersehen.“

Im Auto schüttelt Simoné den Kopf. „Das kannst du nicht machen. Das war voll die Konfrontation. Da blockt er doch ab.“

Fehring lächelt. „Nicht, was er uns gesagt hat, ist von Bedeutung, sondern, was er nicht gesagt hat. Vielleicht ist der Feuerteufel angeheuert, um uns abzulenken von einem Versicherungsbetrug, der erst noch geschehen wird. Er stritt ab, sich an das Feuerzeug zu erinnern, und etwas anderes können wir ihm nicht nachweisen“ – „Siehst du“, unterbricht Simoné, „es war völlig sinnlos. Jetzt weiß er bloß, dass wir ihn verdächtigen.“ – „Ja eben, er hat aber das Thema Feuerteufel völlig ausgeklammert. Er hat nicht gefragt: wie soll der denn aussehen?“

Simoné ist empört: „Was heißt hier, wie soll der aussehen? Es kommt doch wohl gar nicht darauf an, wie ein Täter aussieht, sondern was er getan hat. Beurteilst du die Täter nach ihrem Äußeren?“

„Ach hör doch auf.“

„Ich weiß nicht, ich weiß nicht. Und du bist Chef der Sonderkommission. So kannst du nicht mit den Leuten sprechen, echt mal. Wenn du so was beim Verhör machst. Da muss man sich einfülen. Die müssen Vertrauen gewinnen. Hörst du mir überhaupt zu? Du musst auf die Menschen eingehen. Fragen: Was können wir gemeinsam tun, um den Täter zu finden? Damit sie sich eingebunden fühlen. Wir brauchen die. Es ist eben nicht immer alles schwarz oder weiß, so wie du dir das so oder.“

„Aber er hat uns etwas gesagt, das er uns gar nicht sagen wollte!“

„Na. Und wie wird der sich jetzt fühlen! Denk mal daran.“

Als sie wieder im Hauptquartier ankommen, wird Fehring gleich zum Vorgesetzten bestellt. Er ist zwar SOKO-Chef, hat aber auch noch den Vorgesetzten über sich, der nur im Büro sitzt und 'rumschreit: „Fehring! Ich will endlich Ergebnisse sehen! Der Bürgermeister sitzt mir im Nacken! Bringen Sie endlich den Feuerteufel!“

Fehring sagt, dass sie dicht dran sind, muss aber zugeben, ihn noch nicht geschnappt zu haben.

Die Szene hat jetzt nichts zu bedeuten, zeigt aber den Ernst der Lage.

Fehring bringt das Feuerzeug zu Aribert ins Labor. „Schau dir das mal an. Gefunden wurde es am Brandort, aber es muss erst nach dem Feuer dort

platziert worden sein. Was sagen uns die Brandspuren? Kann man etwas darüber herausfinden, wie sie gemacht wurden?“

Aribert nimmt es mit der Pinzette auf. „Gib mir eine Stunde.“

Catrina kommt Fehring auf dem Flur entgegengerannt. „Es brennt schon wieder!“, ruft sie aufgeregt.

Wieder hört man die Tütatas der Feuerwehrtwagen. Auf den Nachrichtenkanälen läuft unten die Sondermeldung durch: „Feuerteufel hat wieder zugeschlagen!“ Das sehen die zwar nicht auf dem Flur, aber sie können es sich denken.

„Behalten wir die Ruhe“, sagt Fehring. „Bitte alle ins Konferenzzimmer zur Lagebesprechung.“ Doch Catrina bricht unter Tränen zusammen. „Nein, das ist zu viel für eine einzelne. Ich bin eben so ein Mensch, der da nicht ruhig bleiben kann! Begreif das doch endlich! Diese logische Art von dir, ich ertrage das nicht länger!“ So schleppt sie sich in den Konferenzraum. Johannes ist schon da, Simoné kommt mit vorwurfsvollen Augen und ruft: „Jetzt haben wir den Schlamassel! Hab ich doch gleich.“

„Das war nicht der Feuerteufel“, sagt Fehring. „Das ist ein Trittbrettfahrer.“

„Ich wollte eigentlich gar nicht kommen. Ich fühle mich so entbehrlich“, winselt Simoné weiter.

Catrina stimmt ihr zu. „Wir sollten uns erst mal klarmachen, was wir eigentlich wollen. Den Brandstifter fangen ist das eine.“

„Das ist im Moment alles, worauf es ankommt. Wenn ich das Ergebnis von Ariberts Analysen habe, teilen wir den Dienst ein.“

„Ich höre Wir, aber einteilen tust ja wohl du.“

„Darüber können wir reden, wenn wir den Brandstifter haben.“

„Aha. Aber psychologisch suchst du den Brandstifter in dir. Vielleicht machst du dir mal klar, warum.“

Aribert betritt den Raum. „Und?“, fragt ihn Fehring.

„Was, und?“

„Die Ergebnisse, wie sind sie?“

„Mal langsam. Schieb doch nicht so einen Stress.“

„Die Stunde ist um.“

„Ja ja. Du gibst mir eine Stunde und ich soll zusehen, wie ich damit.“

„Du warst es, der gesagt hat, gib mir eine Stunde.“

„Ja aber du könntest mir wenigstens echt so viel Mitbestimmung lassen, dass ich entscheide, wann die Stunde beginnt. Ich konnte jetzt nicht.“

„Warum nicht?“

„Das ist meine Privatsache, das geht dich nun wirklich nichts an.“

„Aber es brennt wieder.“

„Aha, und ich bin daran schuld, ja? Prima.“

„Wir haben einen gefährlichen Brandstifter zu fangen! Noch sind keine Menschen zu Schaden gekommen, aber...“

„Aber das wäre dir wohl am liebsten. Damit du als Retter gefeiert wirst! Als ob es dir um die Menschen geht! Sieht man ja jetzt mit mir.“

„Echt mal jetzt“, findet Catrina, „lass ihn auch mal seine privaten Probleme haben. Jeder hat private Probleme.“

Simoné pflichtet bei: „Du hast auch welche, garantiert. Die kann man eben nicht mit Logik und Verstand man braucht auch mal aber du.“

„Aber so löse ich die Fälle! So habe ich auch Doktor Hussein geschnappt!“

„Ja sicher, der große Detektiv! So siehst du dich am liebsten! Du machst nie einen Fehler!“

„Doch, mache ich, aber habe ich etwa keinen Erfolg mit meiner Methode?“

„Aber so wie du ist eben nicht jeder. Sieh das mal ein. Dann kämst du mit deinen Mitarbeitern besser zurecht, und wir könnten effektiver arbeiten.“

„Man braucht Motivation und nicht nur so pff.“

Fehring springt vom Sessel auf. „Ihr macht mich wahnsinnig! Ich gebe es zu, ich bin der Feuerteufel! Ihr habt es geschafft! Ich bin überführt!“ So schreit er ´rum und hüpf auf und ab, dabei kichert er albern. „Ich bin es! Ich gestehe! Ich habe es getan! Ich!“

Catrina zieht die Augenbraue hoch. „Immer nur Ich!“

„Jetzt will er sich nur interessant machen hier voll“, nickt Simoné.

Aribert fügt an: „Absolut unverständlich. Das ist also voll daneben.“

Fehring hüpf schreiend zur Tür hinaus.

„Aber auch irgendwo menschlich. Musste mal ´raus, wenn das immer so nur und nie.“

„Der volle Stau so drin, hm.“

Johannes erhebt sich: „Also ich hab mir das jetzt mal die ganze Zeit mit angeguckt. Leute, jetzt muss ich auch mal was dazu sagen.“

SO LÄUFT DIE WIRTSCHAFT

Arbeit gibt es genug, man muss nur suchen, wo das Geld steckt, um sie zu bezahlen. Deswegen wächst die Bereitschaft, ein Unternehmen zu gründen, so dass man wenigstens die Mehrwertsteuer wegdrücken kann.

Für alle, die sich noch nicht genau mit der Ökonomie auskennen, erklären wir hier, wie das System funktioniert, um zur eigenen Firma zu ermutigen.

Als Beispiel für die Geschäftsidee nehmen wir Erdbeeren. Es können innovative oder herkömmliche Erdbeeren sein, virtuelle oder waffenfähige Gen-Erdbeeren, darauf kommt es in unserem Modell nicht an; wir sagen einfach Erdbeeren, weil die Herstellung bekannt ist und weil der Nutzen einleuchtet, außer Allergikern. Die roten Bodenfrüchte, im Folgenden kurz Erdbeeren genannt, wachsen auf dem Feld, werden gepflückt und verkauft. Der Einfachheit halber tun wir so, als kämen die Arbeitskräfte aus dem Binnennachfrageland.

Anbau und Ernte kosten Geld, das durch das Ergebnis wieder herein kommen soll. Startet man das Unternehmen, investiert man vorhandenes Geld, oder man holt sich welches von der Bank, die sich vom Businessplan überzeugen lässt. Der Preis der Erdbeeren bestimmt sich aus den Kosten und der Bereitschaft der Käufer, wieviel sie dafür auszugeben willig sind.

Von den Einnahmen sind die gehaltenen und laufenden Kosten abzuziehen, wobei ein positiver Betrag übrigbleiben sollte, und wenn es verdammt gut läuft, bleibt auch noch was übrig, nachdem die Bankraten fällig geworden sind.

Das ist vollkommen verständlich.

Gibt es mehrere Anbieter, machen sie einander Konkurrenz. Lohnt sich das Geschäft, machen weitere Firmen auf, die Erdbeeren produzieren und verkaufen. Wie man leicht sieht, ist diejenige Firma im Vorteil, die effizienter arbeitet, also die mehr Erdbeeren in weniger Zeit produziert beziehungsweise mit geringeren Kosten.

Nun lassen sich Anbau und Ernte nicht endlos verbilligen, auch wenn die Löhne unter Druck geraten. Eine Möglichkeit zur höheren Rentabilität wäre, einfach auf die Nachbarmfelder zu gehen und die Erdbeeren abzupflücken. Noch rentabler arbeitet die Firma, die die bereits gepflückten Erdbee-

ren raubt. Wir stellen hier lediglich ein Denkmodell dar, wir fordern nicht zu räuberischer Erpressung auf.

Systemkonform ist der legale Erwerb der Anbau-Firma, mit dem die Übernahme der Erdbeeren einhergeht, die billiger verkauft werden können.

Den Vorteil in Preis und Leistung schätzen die Verbraucher, so dass diese Firma ihre Marktposition ausbaut. Sogar die Pflücker selbst kaufen die Erdbeeren lieber dort. Wo es um viel Geld geht, ist die Verantwortung hoch und das Managergehalt entsprechend anders als das eines Bauern.

Die Übernahme weiterer Erdbeerfirmen ist kein Problem, denn die Bank gibt logischerweise denen das Geld, deren Businessplan und Geschäftszahlen überzeugender sind. Im großen Stil lassen sich Erdbeeren eben besser vermarkten als in Handarbeit.

Noch effizienter arbeitet nur eine Firma, die diese Firmen kauft. Das erfolgt nach den gleichen Prinzipien. Die zu erwartenden Geschäftszahlen lassen die Erdbeerbranche boomen, die Banken wollen immer weitere solcher Firmen finanzieren. In die Feldfirmen investiert niemand mehr, da steckt einfach nichts drin. Wer in Erdbeeren einsteigen will, wird keine Pflückerei aufmachen, sondern dahin gehen, wo Geld zu machen ist, zumal eine Bank eher den Kauf eines Kilos Erdbeeren finanzieren würde als so eine wacklige Gewerbeidee. Für die Bank liegt das schnelle Geld nur in großen Krediten für die neue Großfirma, die Erdbeerfirmen kauft und handelt.

Die Verantwortung für den Konzern ist natürlich um Größenordnungen höher und lässt sich in Erdbeeren gar nicht mehr ausdrücken. Deshalb gründen sich nun neue derartige Firmen. Sie brauchen einen fulminanten Start und Mega-Publicity, sonst interessieren sich die Anleger nicht für sie, schon gar nicht die Aktionäre der geschluckten Unternehmen.

Da das Angebot an Erdbeerfirmen erschöpft ist, denn die wurden schon alle vereinnahmt, bleibt nur die Strategie, einander zu übernehmen. Wer wen übernimmt und mit welcher Feindlichkeit, entscheidet der Börsenwert. Die Anleger belohnen den Erfolg und gute Aussichten, wodurch es sich empfiehlt, unrentable Teile abzustoßen, etwa die kostenintensiven landwirtschaftlichen Bereiche. Ankündigung von Entlassungen schaffen ein gutes Klima für Aktionäre.

Von Krise möchte niemand sprechen, aber Berater und Controller kommen in die Unternehmen und verordnen eine Radikalkur. Sie zerlegen die

Konzerne und verkaufen die Teile gewinnbringend, jedenfalls sollen sie das. Was für eine Verantwortung damit verbunden ist, daran denkt man nicht, wenn man sich im Laden über die Preise der Erdbeeren ärgert und sich fragt, warum die so teuer sein müssen.

WENN MAL WAS PASSIERT

Ich arbeite da, wo andere Leute Urlaub machen. Auf dem Balkon. Wenn es warm ist, aber nicht zu heiß, setze ich mich mit dem Laptop 'raus und lektoriere fast im Grünen, denn vor dem Haus steht ein Baum, von dem manchmal die Vöglein zu mir herüberzwitschern.

Diesmal wird zu mir sogar gewinkt, von unten begrüßt mich ein Mann, der für die Temperaturen zu korrekt gekleidet ist, und ruft „Komme gleich!“, als hätte ich ihn bestellt. Er klingelt, und weil mir jeder Anlass, die Arbeit zu unterbrechen, willkommen ist, öffne ich die

Haustür. Mit frohen Gesicht und dem Satz „Da bin ich“, kommt er die Treppe herauf. Daran, dass ich nicht frage, ob wir einen Termin hätten, merkt er, dass ich weiß, dass er unangemeldet kommt, und sagt: „Danke, dass Sie sich die Zeit nehmen. Aber ich denke, ich kann Ihnen ein interessantes Angebot der Trimpha AG machen.“ Dabei zeigt er auf sein graues Aktenköfferchen.

„Haben Sie schon einmal darüber nachgedacht, wie es ist, wenn mal was passiert?“

Auf so was habe ich gewartet. Ich mache mir einen Spaß daraus, mir ein lebenslanges maßgeschneidertes Konzept für meine Vermögenswerte ausrechnen zu lassen, unterschreibe aber nichts.

„Ja sicher“, entgegne ich. „Dann ist es passiert, schätze ich.“

Er schaut mit sorgenvoller Miene zu mir. „Sie glauben wahrscheinlich, hier wären Sie sicher. Aber Balkone können einstürzen.“

„Der hier scheint stabil.“

„Natürlich, sonst wäre ich ja nicht mitgekommen. Aber was heißt das? Dass die Wahrscheinlichkeit für einen Absturz gering ist. Aber wissen Sie, wie viele Balkone es gibt? Die Chance für einen Unfall ergibt sich aus der Multiplikation mit der Anzahl, so dass die Wahrscheinlichkeit, dass etwas passiert, greifbar ist. Im Lotto gewinnt auch immer wieder jemand, einfach weil viele spielen. Spielen Sie Lotto?“

„Nein, ich rechne mir kaum eine Chance aus.“

„Eben. Mathematisch gesehen scheint sie verschwindend gering. Erst recht sieht es ausgeschlossen aus, sowohl im Lotto zu gewinnen und vom Blitz getroffen zu werden, wogegen das Risiko, dass nur der Blitz einschlägt,

größer ist. Hm ... die Träger sind doch aus Eisen?“ Er klopfte seinen Kugelschreiber gegen die Balkonstreben, ein metallischer Ton erklingt.“

„Verstehe. Alles kann vorkommen. Deswegen halte ich mich auch meistens in der Wohnung drin auf.“

Er schaute nur kurz erstarrt vor Schreck. „Sie wissen, wo die meisten Unfälle passieren?“ Schweigen.

„Nun, ich will Ihnen keine Angst einjagen. Sie sehen, es gibt keine Garantie, dass nichts passiert. Da müssen Sie vor peinlichen Situationen sicher sein.“

Vor peinlichen?

„Man stürzt mit dem Balkon ab und liegt auf der Straße – in den Sachen, die man gerade anhat und von denen man nicht erwartet, dass sie überhaupt jemand sehen würde. Hauswäsche eben, mit Rissen oder Löchern, mit abgewetzten Stellen und, nun ich muss nicht weiter ins Detail gehen. Aber dann kommen die Leute und gucken.“

„Nach der Wäsche?“

Er schweigt. Als wollte er mir Zeit geben, mir die Situation vorzustellen. „Und jetzt denken Sie mal“, fährt er fort, „wie entspannt Sie arbeiten können, wenn Sie sich sicher fühlen.“ Er hebt sein Köfferchen auf den Schoß. „Die Firma Trimpha stellt erstklassige Unterwäsche her, beste Qualität, von Modernität, ohne sich dem Diktat der Mode zu unterwerfen. Schauen Sie mal das hier an.“

Er öffnet das Köfferchen, heraus quellen Schlüpfers und Unterhemden. „Schlichte, aber angenehme Farben, und fühlen Sie mal. Nur zwölf Euro das Teil, und das hält ein Leben lang. Damit können Sie unbesorgt arbeiten. Bei zehn Teilen gibt es ein Paar Socken gratis, und – unschlagbar: zu jedem Paar gehört eine Reservesocke.“

Fünf Sockenpaare gratis mit Reservesocke. Für uns beide ein guter Tag fürs Geschäft.

EIN LEHRER SIEHT ROT

Doktor Martian fährt sich mit kühner Geste durch das wallende Stoppelhaar, als er stürmischen Schrittes über den Flur eilt. Sein weißer Kittel weht, als habe er Mühe, ihm zu folgen. Fast könnte man ihn für den Chefarzt halten, aber die Kollegen, die ihn sehen, wissen, dass das nicht sein kann, weil hier gar kein Krankenhaus ist, sondern eine Schule, und Doktor Martian ist Lehrer wie sie. Eigentlich nur Aushilfslehrer. Den weißen Kittel trägt er, weil er Chemie unterrichtet, aber das ist den Schülern zu schwer, deswegen macht er Sozialkunde.

Der Lehrer, den er vertritt, hat Burn-out-Syndrom, seitdem seine Wohnung abgebrannt ist. Doktor Martian ist auf dem Weg in die Klasse und weiß, er muss die Schüler mit einem überzeugenden ersten Auftritt in seinen Bann schlagen, damit sie gar nicht erst auf Gedanken kommen wie was man mit dem vielleicht machen kann. Er tritt die Tür zum Klassenraum auf, springt an den Levertisch und ruft: „Hey, da bin ich! Seid ihr bereit für Sozialkunde?“

Das funktioniert meistens, bloß hier hat er das Problem, dass er die Klasse schon gehabt hat und jetzt die Nummer zum zweiten Mal abzieht. Da denken die Schüler natürlich, das ist jetzt immer so.

Macht nichts. Er will ja sowieso den Kumpel machen.

Die Klasse ist überfüllt. Einige Schüler müssen stehen. Sogar am Levertisch teilen sich zwei den Stuhl. Doktor Martian weiß nicht recht, was er da machen soll, drum sagt er: „Teilt euch den Sitz auch wirklich halbe-halbe!“ Der eine Schüler, der sieht schon so aus wie Che Guevara mit Rasta-Locken, bin-Laden-Bart und Rambo-Stirnband sowie Rambo-Maschinengewehr, drückt seine Zigarette aus und mault: „Du hast wohl schlecht gekiff?“ Zum Glück ist das Maschinengewehr nicht geladen, weil Munition an der Schule verboten ist, deswegen erwidert Doktor Martian: „Hört mal, Leute, so nicht! Wir machen hier Sozialkunde, oder ich ziehe andere Saiten auf und mache Physik! Auch für die Mädchen. Na gut, die Mädchen dürfen Bio machen.“

Er zeigt seinen guten Willen, logisch.

„Ey du Sack“, mault der Typ weiter, „Physik haben wir abgewählt.“ Die Klasse lacht auf.

„So?“, fragt Doktor Martian in sarkastischem Ton, aber das können die

nicht einordnen. Da wird er laut. „Abgewählt?“ , schreit er, „Ich geb euch Abgewählt! Und du sagst zu mir nicht Sack!“

„Wieso, hab ich doch gerade.“ Dann katscht er den Kaugummi. Das ist zu viel für Doktor Martian. Er holt aus und haut dem eine ´runter. Der guckt verdutzt.

„Na, wie war das jetzt mit Sack?“ , fragt Doktor Martian den. Die ganze Klasse guckt verdutzt.

„Ich meinte ja auch Sackgesicht, das war die Abkürzung.“ Patsch, da hat er noch eine gefangen, diesmal auf der anderen Seite.

„Will noch jemand vielleicht frech werden hier?“ , fragt er wieder mit sarkastischem Ton, diesmal verstehen die, was los ist, und gucken nach unten. Bloß der Typ hat noch nicht genug. „So geht´s aber nicht hier, das ist mein Revier, du Arschsack!“

Doktor Martian weiß, jetzt braucht er eine Steigerung. Er haut mit beiden Fäusten dem auf die Augen, damit der erst mal nichts sieht. Darauf war der nicht gefasst, der dachte eher, es kommt noch eine Backpfeife. Dann schnappt Doktor Martian das Gewehr und lädt durch. Er hat immer ein paar Patronen dabei, man weiß ja nie. „Im Chemieunterricht könnte ich euch jetzt zeigen, wie man Schwarzpulver herstellt und aus Kugelschreibermienen Munition bastelt“, erklärt er. Dann gibt er ein paar Schüsse in die Luft ab. „Damit klar ist, wer hier der Boss ist.“ Mit diesen Worten haut er dem Typ noch eine ´runter. Die Schüler klappen ihre Hefte auf und schreiben mit. Da ist die Stunde auch schon um.

In der Pause macht er ein paar Kung-Fu-Übungen, dann geht er in die nächste Klasse. „Wer ist hier der Boss?“ , fragt er zu Beginn der Stunde.

„Ich“, meldet sich ein Typ, so ähnlich wie der eben.

Da kriegt er eine gescheuert. „Nochmal. Wer ist hier der Boss?“

„Na Sie“, meint er jetzt kleinlaut.

Doktor Martian ist es lieber, wenn er keine hemmungslose Gewalt anwenden muss und schnell zum Unterrichtsstoff übergehen kann. Nach der Stunde kommen ein paar Schüler zu ihm und sagen, dass das toll ist, wie er es macht, mit Zwang, da können sie nämlich mitmachen, ohne das Gesicht zu verlieren. Doktor Martian staunt, wie scharfsinnig die Schüler sind, dabei sind sie noch gar nicht ganz groß.

Im Lehrerzimmer fragt er die Kollegen, wie die das so handhaben.

So richtig sagen die nichts, na jedenfalls, die lassen sich das alles bieten,

denn die Eltern sind wahrscheinlich einflussreich, sonst würden die sich das ja wohl nicht erlauben.

Das überzeugt Doktor Martian nicht ganz, aber das macht ihn ja so sympathisch. Deshalb sind wir auf seiner Seite und fiebern mit ihm mit, als er vor der nächsten Stunde von zwei Vermummten angefallen wird. Erst sieht es schlecht aus für ihn, aber er hat ja geübt und gewinnt bald die Oberhand. Wie er die beiden mit den Köpfen gegeneinander haut, das fetzt schon. Obwohl, die Gewaltszene ist ziemlich krass jetzt, es spritzt sogar Blut, und dann stößt er die zwei die Treppe hinunter, aber immerhin haben die angefangen.

Er richtet sich die Klamotten und betritt den Klassenraum. Sein Ruf ist ihm schon vorausgeeilt, deswegen sind sie jetzt alle ruhig und passen auf. Er holt seine Gitarre und singt ein Lied. Er ist nämlich Rolf Zuckowski, im Hauptberuf.

Der Schülersprecher kommt nach vorn und sagt, sie wollen lieber Haue. Geschmack haben sie, das muss man ihnen lassen.

Auch im Lehrerzimmer haben sich seine unkonventionellen Methoden herumgesprochen. Der Direktor müsste jetzt eigentlich eine Szene machen, dass das so nicht geht und dass die Schulinspektion ihm die Hölle heiß macht, aber der Direktor ist nicht da. Er ist krank, schon die ganze Woche, na ja, Doktor Martian kann es sich ja ausmalen, was los wäre.

Die drei Stunden reichen für den Tag. Er will weg, aber sein Auto springt nicht an.

Kein Wunder, die Reifen sind zerstoehen. Das reicht. Er sprintet in das Zimmer des Direktors, der bekanntlich nicht da ist, und lässt über den Schullautsprecher alle Schüler auf dem Schulhof antreten. So was kennen die nicht und tun lieber, wie geheißen. „Wer war das?“, fragt er in schmissem Ton.

Alle sagen, der Heiner war's.

Das stimmt natürlich nicht, kann man sich denken! Alle kriegen ein paar drauf, auch der Heiner, weil er nicht widersprochen hat. Außerdem kriegen alle die doppelten Hausaufgaben auf. Das ist eine schwere Strafe, denn normal hätten die meisten nicht mal eine gemacht. Aber jetzt weht hier ein anderer Wind.

Dass das so nicht weitergehen kann auf Dauer, ist klar. Die Schulbehörde stellt sich quer und verlangt, dass er die Waffe abgibt, und suspendiert ihn

vom Dienst. Jetzt könnte er die Situation auf seine Art lösen, macht er aber nicht, er hatte eh nur einen befristeten Job. Anscheinend läuft es ohne ihn an der Schule weiter wie zuvor, aber nur scheinbar – „anscheinend“ war falsch in dem Zusammenhang, konnte man da aber noch nicht wissen.

Na jedenfalls, die anderen Lehrer kriegen jetzt mehr Zoff ab und wollen eine Gehaltserhöhung und so, aber was ganz anderes: die Schüler wollen Doktor Martian zurück, und als das nicht geht, kommen sie zu ihm zur Nachhilfe. Ohne Haue geht es nicht, doch die Ergebnisse sprechen für sich.

Auch privat hat sich das Blatt für ihn gewendet. Nina Hoss hat ihn unterrichten sehen und sofort Gefallen an ihm gefunden; macht sie richtig geil, so was. Also genaugenommen eigentlich Corinne Hoffmann, die sich halt von Nina Hoss spielen lässt, was ihr gut bekommt. Die meisten Frauen würden besser aussehen, wenn sie sich von Nina Hoss spielen lassen würden, und viel besser 'rüberkommen. Außer Heike Makatsch vielleicht. Und zwar hat der schwarze Massai sie bekanntlich inzwischen verstoßen, Corinne Hoffmann, da tauscht sie den Krieger gegen den Kämpfer. Hat den Vorteil, dass sie ein funktionierendes Klo hat. Steht alles in ihrem neuen Buch.

An der Schule hat Jochen Busse als Außerirdischer angelegt und sorgt für Wirbel. Kaum zu glauben. Mittlerweile wundern die sich über gar nichts mehr. Jedenfalls, jetzt ist er die Hauptperson da.

DER ZEN-KURS

Ich war von Anfang an skeptisch, mir kam das irgendwie nicht ganz ausge-reift vor. Den ersten Tag habe ich den Zen-Kurs noch mitgemacht, ohne mir was anmerken zu lassen, aber am zweiten Tag sollte das so weitergehen, und da habe ich doch meine Bedenken angemeldet. Schon dass sich der Typ als unser Zen-Meister vorgestellt hat. Also wie kommt der dazu? Stellt sich hin und sagt, er ist der Meister, und weist uns damit in die Rolle der Schüler wie in der Schule. Als ob wir nicht auch was einzubringen haben.

Habe ich dann auch gesagt. „Ich sehe kein Gefälle“, brachte ich vor. „Wenn das Ziel die Erleuchtung ist, dann könntest du dir ja auch mal an-hören, was wir dazu schon beizutragen haben oder auf welchem Stand wir schon sind.“ Einfach bloß ’rumsitzen, Beine verschränken und brummen können wir erstens auch zu Hause, dazu brauchen wir nicht paartausend Kilometer zu reisen, und zweitens würdigt uns das total herab, als wären wir zu doof zum Sitzen.

Dass da eine Diskrepanz zum Anspruch besteht, habe ich schon am Abend gemerkt, als ich nachfragte, was er unter Erleuchtung versteht.

„Höre das Rauschen des Baches“, sagte der Meister darauf nur. Na toll. Ich glaube, er hatte die Frage gar nicht richtig verstanden.

Deshalb sagte ich am Morgen: „Ich stelle den Charakter des Zen-Kurses infrage.“

Darauf kam erst mal gar nichts.

Ich wiederholte meine Analyse für alle hörbar.

„Nein, das tust du nicht“, antwortete der Meister regungslos.

Nur mal, um zu zeigen, wie die ticken: Als ich entgegnete, „Doch, habe ich doch gerade“, meinte der Gehilfe des Meisters nur: „Und wieso glaubst du das?“

Das zeigt nur, dass die hier uns ihren Willen aufzwingen wollen.

Mir war unwohl.

Das ist bei mir ein untrügliches Zeichen für Angst vor Rassismus.

Weder Meister noch Gehilfe oder die anderen Teilnehmer haben sich mit irgend einem Wort von Rassismus distanziert. Ich dachte natürlich, das kommt im Verlauf der Erleuchtungsdiskussion. Aber das war nie ein Thema und würde es wohl auch nicht mehr. So geht es doch nun wirklich nicht.

Nur weil die Asiaten in der Mehrzahl sind und alle gleich, können die nicht das Thema negieren.

Ich beschloss, ihnen noch eine Chance zu geben.

„Machen wir es doch zur Grundlage, dass wir uns auf die gemeinsame Ablehnung des Rassismus beziehen“, schlug ich vor.

Statt einhellig zuzustimmen, sagte eine nur, so, sie wolle jetzt fortfahren mit der Meditation, und der Meister fuhr sich bloß über den Bart.

Meditation schön und gut, aber beim Thema Rassismus muss man nun wirklich den Anfängen wehren. „Weißt du, wie schlimm das gelaufen ist?“, fragte ich den Meister.

„Ja.“

Das glaube ich ihm nicht. Ich hatte das alles im Unterricht. Wenn er nur herumsitzt, kann er da was von antirassistischen Aktionen mitgekriegt haben?

Der ganze Erleuchtungskurs war schlecht vorbereitet. Man hätte wenigstens das Frühstück aus dem Antirassismus-Fond finanzieren können. So was kennen die wahrscheinlich hier nicht.

Man wird wohl noch länger brauchen, um denen hier zu zeigen, dass, wenn sie schon auf Erleuchtung machen, die gesellschaftliche Komponente nicht außer Acht lassen dürfen.

„Tibet“, sagte der Meister auf meinen Hinweis, dass man gewaltsamen Tendenzen Vorschub leistet, wenn man die geschichtlichen Zusammenhänge außer Acht lässt.

Alles klar, dachte ich. Tibet, da haben die Nazis eine Verwandtschaft zu ihrer Ideologie gesehen.

Ich versuchte, den Meister wachzurütteln und ihm die Augen zu öffnen, doch als ich auf ihn zusprang, saß er plötzlich einen Meter neben der Stelle, wo er eben noch war. So ging das ein paar Mal, ich konnte mich ja nicht auf dieses Niveau aus der Trickkiste begeben, ohne meine Ideale aufzugeben.

Meine Kleine rief: „Merkt ihr denn nicht, dass er euch nur retten will?“

Recht hatte sie. War doch gut, dass ich sie mitgenommen hatte. Aber die merkten das echt nicht.

Diese Art von Zen kann ich nicht mittragen.

Was das mit Erleuchtung zu tun haben soll, muss mir erst noch jemand erzählen. Ich reiste zurück, um eine Bestätigung reicher. Sollen sie Bescheid sagen, wenn es hell wird.

MYTHOS MOND

US-Präsident Bush plant einen bemannten Flug zum Mond im Jahre 2018, also 50 Jahre nach der ersten Mondlandung. Zum letzten Mal war ein Mensch vor über dreißig Jahren auf dem Mond, weshalb es für viele Menschen die erste Mondlandung sein wird, also ein großer Schritt für den größten Teil der Menschheit.

Der Mond interessiert uns seit Urzeiten, da er unser ständiger Begleiter ist. Auf der Erde ist viel mehr los als auf dem Mond, weshalb die gesamte Menschheit es vorzieht, die Erde zu besiedeln.

Auf dem Mond sollen neue Weltraumbasen entstehen, von denen aus man andere Planeten bereisen kann, zum Beispiel den Mars. Auf dem Mars ist auch nicht mehr los als auf dem Mond, aber er ist größer. Möglicherweise hat der Mars eine erdähnliche Vergangenheit, man weiß aber nicht, ob es intelligente Bewohner gegeben hat und ob sie es geschafft haben, vor der Verwüstung ihres Planeten noch ihren Mond zu besuchen. Zur Erde jedenfalls haben sie es nicht geschafft, es sei denn, sie waren es, die die Dinosaurier ausgerottet haben und dann nichts mehr zu beißen hatten. Das ist aber wieder nur eine dem humanoiden Bild geschuldete Vorstellung, denn man weiß natürlich nicht, ob die Marsbewohner bisßen. Möglicherweise haben sie die Saurier ausgelutscht. Nur die Vögel konnten ihnen entkommen, was auf eine Flugunfähigkeit der Marssäuger deutet.

Vielleicht sind sie auch nicht direkt auf der Erde, sondern auf unserem Mond gelandet und waren demotiviert, auch noch den von ihm umkreisten Planeten kennenzulernen. In diesem Fall sind die Spuren immer noch vorhanden und können beim nächsten Mondflug gefunden werden. Fußspuren oder Reifenabdrücke lassen Rückschlüsse zu, auf wievielen Beinen sie sich fortbewegten oder ob sie nach der langen Reise nur noch im Rollstuhl saßen.

Die Zahl der Beine verrät bereits viel über die sonstige Gestalt. Man stellt sich Außerirdische immer zum Beispiel so vor wie Jochen Busse auf RTL als Außerirdischer, also von entfernt menschenähnlicher Gestalt. Das muss aber nicht überall so gelaufen sein; bei einer Gravitation wie auf dem Mars reicht ein Bein aus, so dass man drei Hände frei hätte. Das sind so die Sachen, die es zu erforschen gilt, wenn man sich zum Mond begibt.

Wie auch das Geheimnis seiner Bewegung um die Erde. Wenn man da-

hinter kommt, wie er angetrieben wird, könnte uns das unabhängiger vom Öl machen. Dass er überhaupt bei der Erde bleibt, liegt an der Gravitation, aber wie die nun genau funktioniert, darüber weiß niemand wirklich bescheid, denn alle Gegenstände auf der Erde sind zu leicht. Der nächste große Körper ist eben der Mond, deswegen sollte man mal hinfliegen und nachgucken.

Noch zahlreiche andere Erkenntnisse lassen sich gewinnen, wenn man die Wirkungen des Mondes auf unser Leben sich mal vor Ort zur Untersuchung vornimmt.

Viele Leute richten ihre Terminplanung nach dem Mondkalender. Bei Vollmond planen Unfallkliniken mehr Notoperationen ein, weswegen man gute Chancen auf Rettung hat, wenn man bei Vollmond aufs Gas tritt. Haare schneidet man am besten bei zunehmendem oder abnehmendem Mond, je nachdem, ob man möchte, dass die Haare wieder wachsen oder sich weiter verkürzen sollen. In den Urlaub fährt man am besten, wenn der Neumond besonders hoch und der Vollmond niedrig steht, denn dann ist Sommer.

Der Mond garantiert Stabilität in unserem Leben. Dank seiner Mitwirkung hat die Woche genau sieben Tage. Jetzt könnte man meinen, für die Zeiteinteilung wäre eine andere, durch mehrere Zahlen teilbare Tagesanzahl besser, zum Beispiel zwölf. Doch die Primzahl bringt mehr Abwechslung in die Wochentage und sorgt dafür, dass kein Datum bevorzugt wird bei der Verteilung der Tage.

Anstelle von Atmosphäre hat der Mond nur ein Ozonloch. Wenn er sich aber direkt zwischen unser Ozonloch und die Sonne schiebt, bewahrt er uns vor UV-Strahlung, weswegen die damit einhergehenden Sonnenfinsternisse immer große Aufregung und Jubel hervorrufen.

Unsere innige Beziehung zum Mond kommt daher, dass die Menschen in der Frühzeit ihrer Geschichte nachtaktive Wesen waren. Das verwundert nicht, wenn man bedenkt, wie die ausgesehen haben. Außerdem fanden sie es am Tag zu warm und zu hell. Erst als sie ihr Fell abgeschüttelt hatten, war es tagsüber halbwegs erträglich, zumindest für die Gutaussiehenden unter ihnen. Die Unterprivilegierten blieben in den Höhlen und bemalten die Wände.

Der neue Flug zum Mond soll einhundert Milliarden Dollar kosten, das sind fast 100.000.000.000 Euro. Da liegt die Frage nahe, ob man das Geld nicht sinnvoller ausgeben kann. Aber da es für die Arbeit an dem Projekt

ausgegeben wird, würde es gar nicht verdient werden ohne das Projekt.

Zudem ranken sich noch immer Verschwörungstheorien um den angeblich ersten bemannten Flug zum Mond. Armstrong und Aldrin sind womöglich gar nicht auf dem richtigen Mond gelandet, sondern in einem Fernsehstudio. Schon deshalb muss man dort nach Spuren der ersten Menschen suchen. Falls es keine gibt, dann steht zumindest irgendwo ein TV-Billigmond, der den jetzigen Hauptmond ersetzen kann. Geht der Flug daneben, gibt es wenigstens Stoff für einen Film.

PERSIEL, DER ENGEL AUS DEM HIMMEL

Immer nur auf Nadelspitzen tanzen, das hält doch kein Mensch aus! Das findet Persiel, der Engel, und das erinnert ihn dann wieder daran, dass er ja als Engel genau genommen kein Mensch ist. Er reklamiert aber als vernünftiges Wesen die ihm nach dem Kategorischen Imperativ von Immanuel Kant zustehende Würde, denn wenn die schon für die gewöhnlichen Menschen gilt, dann doch für ihn erst recht. Die Menschen kommen den Engeln nämlich irgendwie minderbemittelt vor, so wie geistig behindert. Drücken sie nicht so aus, meinen sie aber. Deswegen helfen sie ihnen, wo sie können. Dabei haben sie so ein Helfersyndrom, weil sie eigentlich gern selbst Hilfe erhalten möchten, aber woher.

So nimmt es nicht Wunder, und wenn doch, dann würde es ja auch passen irgendwo, dass ab und zu mal ein Engel auf die Idee kommt, auf die Erde niederzukommen, als Abenteuer oder Erlebnisurlaub. Bruno Ganz zum Beispiel wollte mal wissen, wie das als Hitler ist. Von Seiten der himmlischen Heerscharen wird es sogar gern gesehen, wenn der Engel auch mal ein Jahr oder länger in der physischen Welt verbracht hat, ob als Praktikum oder mit einer bestimmten Mission, besonders wenn er mal Erzengel werden will. Das Problem ist mehr, an freie Plätze 'ranzukommen. Man könnte meinen, bei der Überbevölkerung kann das nicht so schwer sein, einen Körper zu finden, aber er muss ja passen.

Und überhaupt, da wird in den Filmen immer ein falsches Bild vermittelt, das wird ganz schön beschönigt. Da geht das so eben mal, da verliebt sich ein Engel in einen Mensch, eine Frau meistens, und will auch Mensch werden, meistens Mann. Normalerweise haben die Engel gar keinen Grund dazu. Kommt vor, klar, aber wenn ein Engel eher eine weibliche oder eine männliche Identität hat, ist was schiefgelaufen irgendwann. Wird inzwischen toleriert, kein Problem. Im Film stürzt er dann einfach ab und wenn er aufschlägt, ist er real. Mal echt, wo soll denn der Körper plötzlich herkommen, hä?

Meistens machen sie das über die Geburt als Baby, fällt am wenigsten auf. Eine Zeit lang war es sogar angesagt unter Engeln, sich das Geburtstrauma zu geben. Ist inzwischen wieder aus der Mode.

Was auch geht, ist das Schlüpfen in eine Person, die es schon gibt. Wenn es passt, warum nicht. Man ist dann in einem Körper mit noch jemandem, der ursprünglich dem allein gehört hat. Die ethischen Fragen, die sich daraus ergeben, sind noch nicht hundertprozentig ausdiskutiert.

Eine direktere Möglichkeit ist die Generierung aus dunkler Materie. Davon ist genug da, die findet man überall. Man muss nur die Strings in den zusammengerollten Dimensionen aufrollen, dann fangen die Teilchen an zu leuchten und wechselwirken elektromagnetisch. Die nötigen Informationen für die Moleküle muss man sich aus der Genbank 'runterladen. Das kann dauern, je nachdem wie kompliziert der Organismus sein soll. Manche sparen am Gehirn, das verbraucht den meisten Speicherplatz sonst, oder beim Immunsystem.

Ist auch nicht so, dass die Engel hauptsächlich wegen des Sex kommen. Der ist später dran vielleicht. Auch da wird in den Filmen dermaßen gemogelt, weil der Zuschauer vielleicht so drauf ist oder man denkt, die Engel haben keinen Körper und erst recht keine Geschlechtsorgane, wollen wir mal sehen, wie die damit zurechtkommen, wenn auf einmal alles da ist mitsamt den Trieben und der Lust. Ja ja. Das mit dem Körper und so, den haben sie plötzlich, und da muss sich die ganze Psyche drauf einstellen, stimmt schon. Bloß, zuerst machen sie die orale Phase durch, das heißt, sie fressen, futtern und mampfen ohne Ende.

Mit der Kontinenz gibt es auch Probleme die ersten Wochen, es dauert etwas, bis sie stubenrein sind.

Na jedenfalls, das ist alles komplizierter, als wir mit unseren simpel gestrickten Vorstellungen glauben. Deswegen lässt sich Jesus von denen, die 'runter wollen, ihren Plan genau vorlegen. Jesus ist im Himmel dafür zuständig, was die Engel machen. Er war eigentlich doch nur ein Prophet, hat dann aber im Himmel dank seines Zwillingbruders Thomas einige Stufen auf der Karriereleiter recht schnell genommen. Der macht das also, zu dem müssen die, wenn sie fleischlich auferstehen wollen, gesagt ist gesagt. Nach unseren Zeitvorstellungen dauert die Bearbeitung der Anträge ziemlich lang, aber zum Glück haben die ja keine Zeit im Himmel. Also keine Zeit haben die nicht so wie wenn wir keine Zeit haben, sondern die Zeit gibt es gar nicht. Die Zeit kommt uns nur so vor als Effekt der Reihenfolge der physikalischen Wechselwirkungen, so wie wir denken, es gibt Licht.

Bei Persiel ist es jetzt nämlich so, dass er sich wirklich verliebt hat, und

zwar in eine Frau. Eine schöne Unbekannte. Mehr wissen wir auch nicht. Er hat sie getroffen, als er als Schutzengel unterwegs war und feststellen musste, dass sie keine Notiz von ihm nimmt. Na, ob das sich bessert, wenn sie ihn sehen kann?

Er geht clever vor, und hier sehen wir mal wieder, wie weit zurückgeblieben wir sind. Wie würde es unsreiner machen? Vielleicht in einen Nachbarn schlüpfen und sie anbaggern, oder eben auskundschaften, auf wen sie steht oder was für einen Typen die bevorzugt, und in so einen 'reinmachen. Ja.

Na, Persiel ist nicht unsreiner, und zwar schlauer. Er schlüpft direkt in sie 'rein. So ist er gleich ganz mit der schönen Unbekannten vereinigt, auf Dauer. Romantisch, echt.

Die merkt was, aber er kann ihr alles erklären. Erst glaubt sie nicht, was er da schwätzt, aber dann denkt sie, „na, so hab ich ihn wenigstens unter Kontrolle.“ Auch wieder wahr.

Die anderen wundern sich, wieso sie keine Männergeschichten mehr hat, die ahnen ja nichts und sie sagt natürlich nichts.

So leben sie glücklich und zufrieden bis an ihr Lebensende.

Das nun wiederum ist schon eine Woche später. Blöd gelaufen, aber na ja. Persiel mitsamt der schönen Unbekannten werden von einem Vampir gebissen. Das hätte ihm allein nicht passieren können, weil er als Engel nicht hätte angegriffen werden können auf der Ebene, das machte ihn zu unvorsichtig.

Durch den Biss ist sie zu einem Vampir geworden, der Angst und Schrecken verbreitet, er dagegen ist zum Mensch abgesunken. Sozusagen steckt jetzt sie in ihm. Das hat den Vorteil, wenn man so will, dass sie auch am Tag nach draußen kann.

Sie hätten jetzt nur noch die Chance, auf die Seite der Vampirjäger zu wechseln mit der vagen Aussicht, ihre Seelen zurückzubekommen. Wäre aber zu anstrengend. Können wir verstehen. Angst und Schrecken verbreiten ist einfacher, na ja, jetzt nicht so die Herausforderung, aber kann man machen.

Ihre Beziehung hat das unbeschadet überstanden. Jetzt verbreiten sie gemeinsam Angst und Schrecken, auch tagsüber.

DER DEPPENKONGRESS

LOKALJOURNALISMUS VOR EINER HERAUSFORDERUNG

Am letzten Wochenende fand zum nunmehr vierten Mal das bundesweite Trotteltreffen in Fuhlsbüttel statt. Die Teilnehmer fanden alle hin, es war gut ausgeschildert, wo es langgeht, zum Glück für viele Teilnehmer war es ja gleich auf dem Bahnhof. Die Delegierten hatten einen Berg von Tagesordnungspunkten zu bewältigen.

Wer jetzt glaubt, ein so gewaltiges Unterfangen sei zu starker Tobak für die Organisatoren, sah sich getäuscht: weit gefehlt! Nach anfänglichen Schwierigkeiten war der Kongress in vollem Gange.

Schon vor Beginn liefen die Vorbereitungen auf Hochtouren. Bald darauf ging es zu wie im Taubenschlag. Gleich zwei Vorsitzende waren zu wählen, beide Kandidaten konnten die meisten Stimmen auf sich vereinigen. Kein Wunder, waren sie doch schon lang in den Initiativen vor Ort verankert und genießen das volle Vertrauen der dortigen Aktiven.

Einen Rekord der besonderen Art verbuchte die Tagungsleiterin, als es so Unglaubliches passierte, dass man es gar nicht beschreiben kann.

Nach der Eröffnung stürzten sich die Anwesenden auch gleich auf die anstehenden Aufgaben. Die begonnene Arbeit weiter zu intensivieren und lokale Netzwerke zu bilden beziehungsweise noch stärker einzubinden, war das erklärte Ziel der Arbeitsgruppen. Der Gedanke der Gemeinschaftlichkeit soll noch weiter intensiviert werden, damit auch andere interessante Ansätze zur Geltung kommen können.

Bei der derzeitigen Situation darf natürlich die Auseinandersetzung mit der inhumanen Welt nicht zu kurz kommen, so lautete der Konsens. Eine Nachhaltigkeit, eine Langzeitwirkung ist auf jeden Fall beabsichtigt. Der Einsatz der Mittel könnte noch weiter optimiert werden, meinte eine Teilnehmerin bei ihrer Wortmeldung. Dagegen wurde die Stimme laut, man könne dies positiv oder negativ bewerten.

Übereinstimmung bestand darin, dass die Diskussion über das grundsätzliche Bewusstsein einen größeren Raum einnehmen müsste und Befindlichkeitsdiskussionen auf ein Minimum zurückgeschraubt werden sollen.

Für Wirbel sorgten die Ankündigung einiger Delegierter, stärkeres Gewicht auf die Ausarbeitung neuer Konzepte zu legen, die den veränderten

Bedingungen Rechnung tragen. Die anfänglichen Unstimmigkeiten wurden jedoch alsbald ausgeräumt, als die Initiatoren klarstellten, dass sie keineswegs vom eingeschlagenen Kurs abrücken wollen. Nachdem sie die Kritik auf sich gezogen hatten, profilierungssüchtig die bisherigen Ergebnisse aufs Spiel zu setzen, versicherten sie, es ginge ihnen lediglich um die Öffnung gegenüber den einsetzenden Trends und die bessere Darstellung der Arbeit.

Damit war ein zentraler Punkt angesprochen. Unbestrittene Mängel in der Basisarbeit sind noch lange nicht in trockenen Tüchern. Bevor die Steine des Anstoßes unter Dach und Fach sind, bleiben noch etliche Hürden zu überwinden.

Kein Grund zur Entmutigung, fanden die Teilnehmer übereinstimmend.

Im weiteren Verlauf nahm der Kongress noch einige Wendungen.

Beim anschließenden Kulturprogramm bekam so Mancher sein Fett weg. Mit vollem Engagement dabei waren die Akteure, die sich beim Erstellen und Einstudieren der Darbietungen alle Mühe gegeben hatten, als es darum ging, gesellschaftliche Missstände beim Namen zu nennen, den Verantwortlichen den Spiegel vorzuhalten. Vielleicht ergeben sich aus dieser Initiative weitere Schritte in Richtung Professionalisierung, aber das steht noch in den Sternen.

Bevor man zum gemütlichen Teil überging, wurde noch einmal die Bereitschaft zum weiteren konstruktiven Zusammenarbeiten bekräftigt. Hoch her ging es bei den Feierlichkeiten, die zeigten, dass auch bei einer solchen Veranstaltung der Spaß nicht zu kurz zu kommen braucht.

Zu ihrer Abreise am nächsten Tag dankten die Teilnehmer den Organisatoren und kündigten an, auf jeden Fall auch beim nächsten Mal wieder mit von der Partie zu sein, ich auch. Ach so, ich habe mich ja noch gar nicht vorgestellt. Ich bin der Verfasser dieses Textes.

GERMAN PIZZA

Ich muss vorausschicken, dass Toleranz mein erster Vorname wäre, wenn Iso was in unserem Schweinestaat möglich wäre. Ich bin so tolerant, dass Claudia Roth mir ihren Ehrenschal um den Hals hängen würde als Zeichen für die Menschen, die sich fragen, warum es bei uns noch keinen größeren globalisierungskritischen al-Qaida-Anschlag gegeben hat, wobei London oder Madrid mal nicht „bei uns“ sind, doch schon dafür geniere ich mich so sehr, dass ich beinah einen Ehrenselbstmord begehen möchte.

Jüngst befiel mich ein Hungergefühl. Ich hatte seit der letzten Mahlzeit nichts gegessen und schaute im Telefonbuch nach einem afrikanischen Pizzadienst, bei dem ich mit meiner Bestellung einen wichtigen Beitrag zur Entwicklungshilfe leisten könnte oder zumindest ein Signal der Solidarität setzen würde. Vermutlich haben die keine Arbeitsgenehmigung bekommen, jedenfalls gab es keinen, so rief ich wie gewöhnlich bei Napoli-Pizza an.

„Napoli-Pizzaservice, guten Tag“, meldete sich eine Frauenstimme am anderen Ende der Leitung.

„Si“, sagte ich, „bitte Lieferung Pizza groß geht bitte Vollkornteig?“

„Ja sicher. Ihre Telefonnummer?“ Ich gab meine Nummer durch, sogleich nannte sie meinen Namen und meine Adresse.

„Ja stimmt, si, wie mache das? Na bitte mit keine Käse, geht?“

„Also wie immer?“

„Genau.“ So schnell war ich bei diesem Laden noch nie meine Bestellung losgeworden.

„Das war alles? Fünfundzwanzig Minuten. Vielen Dank für Ihre Bestellung.“

Ich war baff. Ich konnte nicht glauben, dass meine integrative Sprache völlig überflüssig war, weil eine deutschsprachige Kraft eingestellt wurde oder womöglich den Laden übernommen hat. Ich hatte mich auf komplizierte Erklärungen gefasst gemacht und gar nicht auf sie eingestellt. Wie peinlich. Der gesamte Vorgang ging viel schneller, als ich es gewohnt war, auch mit weniger Frust. Wie könnte es um unsere Wirtschaft stehen, wenn überall Handelsdeutsch gesprochen würde!

Noch ehe ich diesen Gedanken zu Ende gedacht hatte, meldete sich mein Über-Ich. So was darf man nicht denken, das hatten wir schon mal und

führte in die Katastrophe! Wer so was denkt, soll gleich bei den Neonazis essen.

Normalerweise bin ich der erste, der mit dem Holocaust nichts zu tun hat. Ich würde am liebsten lernen, auf arabisch zu sagen, dass man vor mir keine Angst zu haben braucht. Als ich letztens auf der Straße sah, wie eine Horde junger Männer aus dem geistigen Niedriglohnsektor hinter einer jungen Frau hertrölte und sie unflätig anbotzte, also unflätig in dem Sinne, dass man dieses Verhalten bei Personen, denen von Kleinauf unsere Kultur zugemutet wurde, so bezeichnen müsste, fand ich, dass sie wohl damit den Beitritt zur EU beschleunigen möchten. Sie hatten nie eine Chance, die Schuld liegt bei uns. Wir sollten ihnen gleiche Bildungs- und Aufstiegsmöglichkeiten geben oder wenigstens deren Fehlen kompensieren. Ob sich die junge Frau geschmeichelt oder bedroht fühlte, kann ich ihr nicht vorschreiben, jedenfalls ist eine solche Situation der Preis, den ich zu zahlen bereit bin dafür, dass wir ein Zuwanderungsland sind. Oder als kürzlich in einem Café ein Typ mit seinem Fotohandy den Hintern einer Studentin fotografierte und sie auf ihren Einspruch hin bepöbelte: „Du has gesa du wills es!“, dachte ich nur: Wem soll man da glauben. Im Zweifelsfall wiegt zugewanderter Mann stärker als einheimischstämmige Frau, unter Toleranzaspekten.

Mein Gewissen schrie nach Beruhigung. Als Rassist würde ich unmöglich einschlafen können, so beschloss ich, dem Pizzaboten ein üppiges Trinkgeld zu zahlen. Nicht so hoch, dass es ihn demütigen würde, aber genug für die Symbolkraft.

Es klingelte, ich betätigte den Haustüröffner, die Treppe herauf kam eine Rothaarige mit Sommersprossen und übergab mir meinen Pizzakarton.

Gott, was bin ich klischeebeladen.

Ich lasse mir demnächst aus Stuttgart den Einbürgerungsfragebogen schicken und teste mich auf meine Verfassungsmäßigkeit.

MEIN GESCHÄFTSFELD

Ich habe schon immer gute Ideen gehabt, also solche, aus denen sich was machen lässt. Die tierisch was einbringen. In der Schule habe ich meine Hausaufgaben verkauft. Nicht einfach abschreiben gelassen, sondern meine eigenen verkauft, so dass ich selber keine hatte und niemals ein Lehrer mich verdächtigt hätte, weil alle dachten, ich bring es nicht. Ja, man muss eben Köpfchen haben.

Jetzt habe ich ein Gewerbe angefangen. Ich verkaufe Warndreiecke. Was daran besonders sein soll? Jeder Autofahrer, der mit einer Panne am Straßenrand oder an der Autobahn liegen bleibt oder der einen Unfall hat, muss die Stelle sichern, das ist bekannt. Warndreieck in hundert Meter Entfernung aufstellen, alles klar bis dahin. Deshalb hat jedes Auto ein Warndreieck. Aber dann. Wenn der Abschleppdienst kommt und den Wagen auflädt, vergessen fast alle ihr Warndreieck. Niemand sagt zum Abschleppdienst: „Kleinen Moment noch!“, geht die hundert Meter zurück, holt das Warndreieck und verstaut es im Kofferraum, vielleicht noch, nachdem das Auto bereits aufgepackt ist.

So kommt es, dass eine Nachfrage nach Warndreiecken besteht.

Aber das ist noch nicht alles. So weit könnten ja auch die noch mitdenken, die von mir die Hausaufgaben gekauft haben. Jetzt: Ich fahre die Autobahnen ab und sammle liegen gelassene Warndreiecke auf, die ich im Internet günstig verschauere.

Läuft prima. Am besten ist, die Verkehrsmeldungen zu hören, wo ein Unfall war oder Stau. Dort schießen die Warndreiecke wie Pilze aus den Füßen.

Problem: Benzinpreise. Die Betriebsausgaben werden immer höher. Wenn ich nach hundert Kilometern kein Warndreieck finde, mache ich Miese. Im Durchschnitt. Zu Staus in mehr als zweihundert Kilometern Entfernung fahre ich gar nicht erst hin, jedenfalls wenn nicht klar ist, dass er wegen eines Unfalls oder einer Autopanne entstanden ist. Passiert mir nicht noch mal, dass dann bloß eine Baustelle kommt.

Letztens hab ich was versucht, um die Fahrtkosten ’runterzudrücken. Nachdem ich ausgerechnet hatte, dass sich die Fahrt nicht mehr rentiert, bin ich auf den Seitenstreifen gefahren, habe etwas unter der Motorhaube gefummelt, bis der Wagen nicht mehr ansprang, und den ADAC gerufen.

Die haben einen Abschleppdienst geholt, der mich zurückgebracht hat. Das ist im Beitrag inklusive und kostet nichts extra, geht aber auch nicht immer. Blöd nur, dass ich auf der Autobahn hundert Meter davor mein eigenes Warndreieck vergessen habe.

Ich erweitere deswegen mein Gewerbe. Jetzt betreue ich kreative Menschen, die sich eigentlich jeden Tag selbst neu erfinden müssten, das aber nicht schaffen. Die erfinde ich jeden Tag neu. Läuft gut, erstklassige Kundenschaft.

WIE EIN BUCH ENTSTEHET

Vor einem Jahr verlor ich meinen Notizkalender. Es handelte sich um den vom Allholz-Verlag herausgegebenen Melancholiker 2005, den ich wegen seines Taschenformats mit übersichtlichem Adressenverzeichnis und ausreichendem Platz für spontane Kritzeleien in den Datumsfeldern gekauft hatte und weil er meiner vorherrschenden Stimmung entsprach. Der ehrliche Finder schickte ihn nicht an mich, sondern an den Allholz-Verlag nach Berlin, weil dessen Adresse auf der Rückseite stand, so dass sie im Fenster des Briefumschlages zu lesen war.

Kurz darauf meldete sich telefonisch eine Frau bei mir, die sich als Lektorin bei Allholz vorstellte mit dem Namen Bärbel Bruckner. Frau Bruckner gratulierte mir zu meiner Einsendung; das sei genau das, was jeden Lektor in Begeisterung versetze.

Ich sagte, das freut mich.

„Diese Verbindung von geschriebenen und gezeichneten Impressions-skizzen ist etwas völlig Neues. Noch nie ist mit so wenig ein solcher Effekt erzielt worden. Jedenfalls lange nicht. Zumindest nicht in unserem Verlagsprogramm.“

„Ja, so ist meine Methode.“

„Individuell und dennoch allgemeinverständlich.“

„Genau das ist es, was ich in der Arbeit anzustreben versucht bin.“

„Wunderbar. Wir können das als Taschenbuch bringen.“

„Heißt das, Sie wollen es drucken?“

„Natürlich. Auch meine Kollegen sind begeistert. Kein Satz länger als fünf Wörter, die Zeichnungen im ironischen Kontrast dazu, und die Idee, die Beobachtungen einfach ganz reduziert im jeweiligen Kalendertag einzutragen, ist fabelhaft.“

Ich begriff, dass ihr mein Kalender in die Hände geraten war. „Da ist nur ein Problem“, intervenierte ich, „meine ganzen Adressen und Telefonnummern...“

„Die können natürlich geschwärzt werden. Oder eben geweißt, als Raum, wo das Auge ausruhen kann, oder für eigene Anmerkungen, interaktiv sozusagen. Bis bald, Sie hören von uns.“

Eine erfreuliche Aussicht. In der Folgezeit ließ ich mir Bekannten ge-

genüber nichts anmerken, auch weil ich kaum noch ihre Telefonnummern wusste.

Wenig später meldete sich Frau Bruckner tatsächlich wieder und vertraute mir den Stand der Dinge an.

„Ihr Konzept trägt für einen ganzen Bücherzyklus. Wir machen eine neue Reihe. Darin verkauft sich dann Ihr Buch auch gleich besser.“

„Was, noch besser?“, scherzte ich.

„Ja. Nächste Woche ist Vertreterkonferenz, da wird die Reihenfolge festgelegt. Wir sind an ein paar ganz zugkräftigen Namen dran. Ich rechne mit Ihrem Buch im Herbst, zur Buchmesse.“

„Na, so was Professionelles.“

„Kommen Sie doch mal einfach hierher, dann besprechen wir die Details. Passt Ihnen übernächsten Dienstag?“

„Das weiß ich nicht, meinen Kalender haben Sie.“

„Ach stimmt ja. Nein, Dienstag haben Sie schon einen Termin, Mittwoch geht.“

Wir trafen uns im Café im Haus der Morgenzeitung, wo ich sie erwartete. „Ja! Genauso habe ich Sie mir vorgestellt, anhand Ihres Stils!“, rief Frau Bruckner dem Mann am Nebentisch zu, einem Mittfünfziger mit Brille und zerzauster Glatze, für die Tageszeitung zu alkoholisiert, der die ganze Zeit das Rauchen nur zum Trinken unterbrach.

Da ich sie an ihrem Ausruf identifizierte, meldete ich mich mit: „Ich bin hier“, was sie ebenso begeisterte: „Aha, dann hat doch meine Kollegin Recht.“

Nachdem wir unsere Biographien verglichen hatten, die uns zwangsläufig so zusammenbringen mussten, erläuterte sie mir die konkreten Ideen.

„Die Reihe heißt tageBUCH-Factory und bringt gesammelte Kalendereintragen von Prominenten im Taschenbuchformat. Wir haben schon einige derzeit kräftig angesagte Leute gewinnen können. Jetzt sind Sie ja leider noch ein kleines Licht, aber könnten Sie sich vorstellen, schon die Bücher der anderen zu illustrieren, um bekannter zu werden und die Leser an Ihren Stil zu gewöhnen?“

„Wenn die das brauchen, warum nicht.“

„Brauchen die. Sonst kommen Sie zu überraschend. Ich habe Sie als Illustrator in der Redaktion durchgesetzt, weil es ja Ihr Konzept ist. Die Entscheidung ging eigentlich zwischen Ali Holz, der läuft immer super, und

Schüss, den haben alle Autoren gern, weil bei dessen Bildern das Auge ausruhen kann.“

Sich zwischen Ali Holz und Schüss für mich zu entscheiden, nun, mehr muss jemand nicht tun, um mein Vertrauen zu gewinnen.

Kurz darauf rief mich Frau Bruckner erneut an und verabredete sich mit mir direkt in ihrem Büro im Verlagshaus. „Wir haben das durchgerechnet und wir brauchen noch irgendwas Besonderes, womit die Verlagsvertreter den Händlern Ihr Buch schmackhaft machen können. Was bei den anderen eben der berühmte Name ist. Sonst sagen die nur, warum soll ich das in mein Regal stellen. Und der Vertreter wird rot vor Scham, weil er keinen Grund zu nennen weiß.“

„Wie wäre es mit: um es zu verkaufen?“, schlug ich vor.

„Ganz schlecht, das würde erst überzeugen, nachdem es ein Bestseller geworden ist. Denn all die Buchhandlungen sind deswegen voll mit Büchern, weil keins gekauft wird.“

„Wieso, es werden doch Bücher gekauft?“

„Insgesamt statistisch gesehen ja. Aber das einzelne Exemplar wird überhaupt nicht gekauft. Deswegen steht es nur im Regal rum und verursacht Lagerkosten. Die Händler müssen also sichergehen, dass das Buch sozusagen schon gekauft ist. Dann wird es auch verlegt. Mit Harry Potter wäre das so.“

„Dann behaupten wir es als das Notizbuch von Harry Potter. Oder seiner baugleichen deutschen Entsprechung.“

„Haben wir auch überlegt, aber die Rechtsabteilung hat Bedenken. So was wie Schlafes Bruder von Robert Schneider wäre auch wieder gut, die Branche wartet auf eine Wiederholung dieses Phänomens.“

„Aber gerade Schlafes Bruder hatten zuvor über zwanzig Verlage abgewiesen.“

„Eben. Und diesen Fehler wollen sie nicht noch mal machen. Ein Buch wie Schlafes Bruder würde jetzt garantiert verlegt.“

„Vielleicht nennen wir es Schlafes Schneider von Robert Bruder“, schlug ich vor.

„Das gibt es schon“, hielt sie dagegen, „und auch Schneiders Schlaf von Bruder Robert. Es gibt alles schon. Auch Bruders Schneider von Robert Schlaf.“

„Aber es gibt noch nicht Roberts Bruder von Schlafes Schneider!“

„Stimmt. Ich sehe, wir sind auf dem richtigen Weg.“

Bei unserem folgenden Telefonat berichtete sie, ihr Chef, der Herausgeber für Taschenbuchreihen, wolle stattdessen den Bezug zum Kalender verstärken. „Wir brauchen was Aktuelles für die Saison. Nächstes Jahr, 2006, sind Bundestagswahlen. Dazu könnten wir eine Verbindung herstellen, sozusagen das Wahltagbuch. Wie finden Sie das?“

Die politische Dimension begeisterte mich. Des Weiteren verblieben wir dabei, dass ich weitere Schritte unternehme, prominent zu werden.

Als Frau Bruckner mich wieder zum gewohnten Termin anrief, hatte sie die neue Kalkulation. Der Segmentleiter wollte als Illustrator für die anderen Bücher der Prominenten doch lieber Ali Holz, um das Risiko zu minimieren, und weil der bereits von zahllosen Tassen, T-Shirts und anderen Fanartikeln, sogar Büchern, populär ist und der Name so schön zum Allholz-Verlag passe. Das sah ich ein, konnte mich jedoch nicht gegen die Order wehren, meine Illustrationen im Stil von Schüss zu gestalten, damit das Auge mehr Gelegenheit habe, sich auszuruhen. Ich dankte Frau Bruckner für den Tipp, lieber Tassen und T-Shirts bedrucken zu lassen und dafür den Plan aufzugeben, Prominenz als Big-Brother-Insasse zu erlangen.

Wiederum wenig später hatte Frau Bruckner eine Nachricht auf meinem Anrufbeantworter hinterlassen. Die Reihe sei angelaufen, allerdings nicht mit dem erhofften Erfolg, deshalb müsse man mein Buch nach hinten verschieben, bis die Sache besser in die Gänge gekommen wäre. Außerdem sei es ökonomischer Wahnsinn, meine eigenen Zeichnungen drinzulassen, weshalb auch bei mir Ali Holz die Illustrationen vornehmen werde.

Dann hörte ich länger nichts vom Allholz-Verlag. Nicht nur das – von niemandem hörte ich noch etwas. Der Verlust der Adressen, Telefonnummern und Geburtsdaten meiner Bekannten brachte mir zunehmend Isolation ein. Meine Bezugsperson war Frau Bruckner geworden.

Ich erhielt eine E-Mail, in der mich Frau Bruckner um Nachsicht bat; sie könne im Moment gar nichts Genaues sagen, weil alles Kopf steht; vielleicht wird die Reihe umgewandelt in heitere Bücher für Autofahrer, aber nichts sei sicher.

Meine Versuche, sie per Mail zu erreichen, misslangen; ich erhielt nur Abwesenheitsnotizen zurück.

Auf mein Flehen hin teilte mir die Dame in der Verlagszentrale schließlich mit, dass Frau Bruckner durch Heirat den Namen Mallorca angenom-

men habe und in eine andere Abteilung gewechselt sei. Ich erhielt von ihr noch ein Fax, auf dem sie mich informierte, dass durch die vorgezogene Bundestagswahl mein Wahltagebuch zu spät kommen würde. Deswegen will der Verlag in dem Buch meine Texte weglassen und es nur mit den Illustrationen von Ali Holz bringen, dazwischen Raum, wo das Auge ausruhen kann.

So entstand das neue Buch von Ali Holz. Es heißt „Ach klar! Die Autofahrer!“ Die Regale stehen voll damit. Wer immer ein Buch kaufen möchte, dem fällt es geradezu unweigerlich in die Hand.

KIDNAPPING: FAQ

DIE ZEHN AM HÄUFIGSTEN GESTELLTEN FRAGEN BEI GEISELNAHMEN

Sie wurden als Geisel genommen, sagen wir im Nahen Osten oder ... ja, im Nahen Osten. Kann passieren, ist sogar wahrscheinlich. Doch bevor Sie sich sagen: „So was passiert auch immer nur mir!“, nehmen Sie sich die Zeit, um die folgenden am häufigsten von Geiseln gestellten Fragen kennenzulernen, die der Terrorexperte Muh-Ahmad el-Masri beantwortet.

1. Kann ich zum Islam konvertieren und bei den Geiselnehmern mitmachen?

Nicht, wenn Sie bereits entführt wurden. Davor ist es grundsätzlich möglich, wird aber seitens der Terrorgruppen misstrauisch betrachtet. Aus gutem Grund – wenn Sie etwas für die Sache tun wollen, sind Sie als Geisel mehr wert.

2. Bleibt mein Gepäck versichert?

Befinden Sie sich in einem Land, für das vom Auswärtigen Amt eine Reisewarnung ausgegeben wurde, entfällt in der Regel der Versicherungsschutz. Die meisten Versicherungen bieten gegen geringen Aufpreis den Ersatz für verlorenes Gepäck bei Entführungen an, allerdings liegt die Beweislast beim Kunden, dabei nicht fahrlässig das Gepäck zurückgelassen zu haben.

3. Habe ich Anspruch darauf, dass die Bundesregierung eine Austausch-Geisel stellt?

Nein. Nur der Vorsitzende des Zentralrates der Muslime kann sich als Austauschgeisel anbieten, die Entführer müssen dem Vorschlag zustimmen. Anspruch besteht lediglich auf öffentliche Distanzierung.

4. Wenn ich freigelassen werde – die werden mich hassen zu Hause. Kann ich nicht lieber gleich da unten bleiben?

Sind sie freigekauft oder aufgrund einer Vereinbarung freigelassen, besteht für Sie die Pflicht, nach Hause zurückzukehren oder jedenfalls die Gefahrenzone zu verlassen, sofern nicht ausdrücklich etwas anderes vereinbart wurde. Es ist Ihr Teil der Abmachung, sich nicht erneut einer Entführungsoption auszusetzen. Anders sieht es aus, wenn Sie gewaltsam befreit wurden.

5. Wenn es mir gelingt zu fliehen, ich aber wieder gefangen werde, gilt das als dieselbe Geiselnahme oder als neue?

Fängt Sie dieselbe Gruppe erneut, ist Ihre Flucht gescheitert, Sie befinden sich wieder in derselben Geiselnahme wie zuvor. Sollte Sie eine andere Gruppe gefangen nehmen, handelt es sich eindeutig um eine zweite Geiselnahme.

6. Kann ich ablehnen, per Video die Regierung um Hilfe zu bitten?

Nein, Sie müssen aber nicht unbedingt flehen. Es empfiehlt sich, für Ihre Zurückhaltung eine Begründung zu geben, etwa Ihre kritische Einstellung gegenüber Ihrer Regierung.

7. Wenn ich auf einer Dienstreise entführt werde, läuft mein Gehalt weiter?

Als Beamter oder Angestellter im Öffentlichen Dienst befinden Sie sich weiterhin auf Dienstreise, Ihnen wird nur der ersparte Aufwand abgezogen. In sonstigen Fällen kommt es auf die Vereinbarung im Arbeitsvertrag oder in der Beschreibung Ihres Auftrages an. Sie sollten vor Antritt der Reise für Klarheit sorgen.

8. Mögen es die Geiselnahmer, wenn man Unterstützung oder Sympathie für ihre politischen Ziele bekundet?

Wenn sie welche haben, ja, aber das nützt nichts, es sei denn, Sie sind auch derjenige, der erpresst werden soll.

9. Wenn ich von Gotteskriegerern umgebracht werde, dann sterbe ich doch für ihren Glauben. Bin ich dann ein Märtyrer?

Definitiv nicht – Märtyrer wird man nur, indem man sich selbst für den eigenen Glauben opfert.

10. Kann ich mit den Geiselnahmern eine Vereinbarung treffen, dass mir ein Teil des Lösegeldes zusteht?

Eher nicht. Aber reden können Sie über das Thema ja mal mit denen.

LUNA, DAS MEDIUM MIT DEM ZWEITEN GESICHT FÜR VISIONEN

Luna Müller kann nicht glauben, was sie sieht. Das heißt, was sie sieht, glaubt sie schon, sie kann nur nicht fassen, dass sich alles wirklich genauso abspielt, wie sie es vorausgesehen hat. Doch der Reihe nach.

Der Kommissar beugt sich über das Opfer, eine Leiche. „Überprüft, ob es dieselbe Waffe war“, brummelt er zu seinem Assistenten. In diesem Moment hat Luna eine Vision: Waffe, Schuss, dieselbe Art wie bei den Fällen zuvor, doch etwas stimmt nicht; der Täter hat diesmal von hinten geschossen. Es muss ein zweiter Täter im Spiel sein, da ist Luna sich völlig sicher. Sie sagt aber nichts.

Das war jetzt wieder nicht ganz der Reihe nach, aber man versteht wohl, um was es geht. Eine Serie ungelöster Verbrechen, alle nach dem gleichen Muster, das haben die Ermittler gleich beim ersten Mal festgestellt, doch sonst fehlt jede Spur vom Täter.

Luna kommt es vor, als hätte sie das schon mal gesehen. Doch das kann gar nicht sein, das weiß sie selbst.

Mal gucken, wie es weitergeht. Der Kommissar beschließt, dem Täter eine Falle zu stellen. Er will einen geeigneten Köder finden und den Täter zum Zuschlagen bewegen. Luna hat so eine vage Ahnung, dass das zu unvorhergesehenen Gefahren führt und die ganze Sache außer Kontrolle gerät, sie behält ihre Eingebung aber für sich, weil das Gefühl zu undeutlich ist, außerdem sagt ihr irgendetwas, dass es trotz der aus dem Ruder laufenden Risiken doch noch glimpflich abgeht, obwohl der Täter noch einmal entwischt. So weit ist es aber noch nicht. Der Kommissar bemerkt, dass sie noch keinen Namen für den unbekanntes Täter haben. Sein Assistent meint dazu: „Hallo? Natürlich haben wir keinen Namen. Wenn wir seinen Namen hätten, bräuchten wir ihn ja nur zu verhaften. Die Adresse müssten wir auch noch herausfinden, aber das würden wir hinkriegen.“

Der Kommissar zieht an seiner Pfeife. Er hat sie heimlich mit Whisky gefüllt, allerdings mit Soda und Eis. „Das stimmt“, pflichtet er seinem Assistenten bei, „trifft aber nicht den Kern der Sache. Ich meinte eine Ar-

beitsbezeichnung so wie 'Der Frosch mit der Maske' oder 'Der grüne Bogenschütze'.

„Lieber Frosch mit der Maske. Obwohl, Bogenschütze passt besser, weil er ja schießt.“

„Ich mein ja nur als Beispiel. Irgendeine Bezeichnung für den unbekanntes Täter, wenn wir über ihn reden.“

„Ja, Unbekannter Täter, das passt.“

„Also gut, der Unbekannte Täter ist, soviel wir wissen, männlich und ein guter Pistolenschütze.“

In diesem Moment hat Luna wieder eine Vision. Sie sieht ganz klar vor sich, wie der Assistent den Mord ausführt. Sie weiß nur nicht, ob er jetzt der gesuchte Unbekannte Täter ist oder der andere, der den Mord im Stile des Unbekannten Täters ausgeführt hat. Was sie nicht weiß, ist, um welchen Mord es sich handelt. Es ist nämlich der, der noch geschehen wird, aber darauf kommt sie in dem Moment nicht. Macht ja nichts, auch so ist die Vision allerhand.

Wie sich später herausstellt, stimmt alles mit dem Fall überein. Der Assistent ist der Unbekannte Täter und hat einen anderen zu Alibizwecken engagiert, um von sich abzulenken. Luna hat es kommen sehen. Noch immer hält sie alles für Zufall und erzählt es nicht.

Sie hätte diesen Vorfall vergessen, wenn nicht eine Woche später wieder etwas in der Art passiert wäre, was es aber tut, und zwar wieder mit einem Kriminalfall. Gleich zu Beginn plagt Luna das Gefühl, sie hätte alles schon einmal gesehen, wieder weiß sie, dass es keinesfalls stimmen kann. Als von einer Überwachungskamera ein Raubüberfall aufgenommen wird, sieht man das Gesicht des Räubers. Die Kommissarin, diesmal ist es eine Frau, erkennt den Räuber wieder, denn den hat sie selbst vor einigen Jahren ins Gefängnis gebracht, wo er eigentlich noch sitzt. Luna ahnt schon, dass der sich auch echt da immer noch befindet und es somit nicht war, weswegen die Kommissarin der Verdacht befällt, im Gefängnis sitzt der falsche und in Wirklichkeit war es auch damals schon der Doppelgänger. Jetzt kommt Lunas Vision wieder. Die Kommissarin wird den anderen überführen und sich für die Freilassung von dem einsetzen, wobei sich am Ende herausstellt, dass der es damals doch war.

Alles stimmt. Luna ist sich sicher: sie ist ein Medium. Oder stärker ausgedrückt: sie ist ein Medium!!

Kurz vor Schluss schaltet Luna um. Auf dem anderen Programm läuft auch ein Krimi. Wieder schaut jemand böse, die Ermittlungen laufen an, dann hat Luna das Gefühl, gleich kommt eine sozialkritische Abschweifung. Wirklich, das Thema schwenkt um, da wird es Luna unheimlich, und sie schaltet wieder um. Wie ist das möglich?, denkt sie. Habe ich vielleicht alles schon einmal gesehen in einem früheren Leben? Ach so, kann ja nicht sein, dann wären ja alles Wiederholungen, dann ist also jetzt das frühere Leben und ich kenne alles aus einem späteren. Denkt sie. Kann sie nicht nachprüfen, ist schon komisch. Erinnerungen an etwas, das erst noch geschieht – kann so etwas wirklich wahr sein? Jeder normale Mensch würde da denken: Muss jeder für sich selbst entscheiden. Luna bleibt skeptisch, zumal sie weiß, dass solche Fähigkeiten auch genauso schnell wieder verschwinden können, wie sie gekommen sind, und besonders in einem Moment, wo es gar nicht gut kommt. Gerade läuft eine Comedy-Sendung, da wieder das Gleiche, sie kennt alle Gags, obwohl die Folge zum ersten Mal läuft.

Luna fragt sich, was sie tun soll. In eigenen Angelegenheiten geht es Medien wie allen Experten, da weiß man oft keinen Rat, obwohl man für andere immer einen hat.

Sie geht in eine Ärzte-Gemeinschafts-praxis und setzt sich ins Wartezimmer eines Psychiaters. Die Zeitschriften, die da herumliegen, hält sie kaum aus; zu viele Visionen auf einmal. Aus der Tür zum Behandlungszimmer wird ein Mann in Zwangsjacke von zwei bis drei Pflegern herausgeführt, er versucht sich zu wehren, die halten ihn nur noch stärker fest. Er ruft: „Aber es ist wirklich so, ich habe Visionen und sehe alle Fernsehsendungen voraus! Warum glaubt mir denn keiner?“ Der Doktor guckt heraus und ruft ihm hinterher: „Ich lasse mich von Ihnen doch nicht zum Psychotiker halten! Es gibt diese Art von Medien überhaupt nicht! Jetzt brauchen Sie erst einmal ein paar Tage Entspannung in unserer Klinik. Die Ruhe wird Ihnen gut tun.“

Luna will daraufhin aufstehen und gehen, da wird sie aufgerufen. „Danke, es geht schon wieder“, versucht sie sich herauszuwinden, aber die Sprechstundenhilfe ist stärker und führt sie ins Zimmer. „Ich habe eine nervöse Dysfunktion des Über-Ichs und muss mir immer die Hände waschen“, erklärt sie dem Doktor. Er sieht sich die Sache an, und als sie sich wieder anzieht, sagt er: „Ich verschreibe Ihnen ein Mittel gegen Ihre Kindheit.“

Das ging ja noch mal glimpflich ab, hat sie bloß nicht weitergebracht.

Da hat sie eine Idee, und zwar will sie einfach mal bei den Sendern nachfragen, um herauszufinden, ob das nun Zufall war oder was.

Erst ist niemand zuständig für so was, dann doch jemand. Als sie die komplette nächste Tatort-Folge vorhersagt, bleibt dem Vize-Sendechef der Mund offen stehen. Er verweist sie an die Kreativ-Abteilung. Ein Redakteur empfängt sie und bestätigt ihr, so etwas gibt es wirklich. In Amerika werden Menschen mit solchen Fähigkeiten eingesetzt, um verzwickte Drehbücher zu lesen und einen plausiblen Schluss zu finden. Deshalb will er mit ihr einen Test machen. Sie guckt einige Szenen aus Sendungen, und das ist ja leicht, da kommen die Visionen wie gehabt. Etwas schwerer wird es bei den Drehbüchern. Sie bekommt einige Handlungsansätze vorgegeben und soll aufschreiben, was passiert. Auch hier stimmen ihre Vorhersagen zum größten Teil überein mit dem vorgesehenen Inhalt. Interessant wird es bei den Abweichungen. Luna schreibt Geschichten auf, die noch gar nicht geplant sind. Da weiß der Redakteur, dass sie nicht mogelt. Luna besteht sogar den Test, ganze Drehbücher vorherzusagen, von denen bislang nur der Titel existiert.

Sie hat eine Eingebung, dass beim ZDF eine Kabarettssendung aus zwei altgedienten Kabarettisten bestehen wird. Ganze Serien kann sie vorhersagen.

Der Redakteur engagiert sie als Hellseherin für die Programmkommission. Ab jetzt ersetzt sie die Kommissionsarbeit durch ihre Visionen. Das passt natürlich einigen nicht, deren Stellen dadurch überflüssig werden, doch die bekommen eine andere Position, aber das ist eine andere Geschichte.

DIE VERSCHWÖRUNG DER KONSPIRATIVEN

AUF DER JAGD NACH DEM BASELITZ-CODE

Der berühmte Professor ahnt mit keiner Silbe, dass zur selben Zeit, in der er vor einem begeisterten Publikum in dem überfüllten Hörsaal der Elite-Volkshochschule eine seiner gefeierten Vorlesungen über den ungeahnten Zusammenhang von Quantentheologie und thermonuklearer Psychosomatik hält, nämlich jetzt gerade, an einem anderen, nicht minder geheimnisumwitterten Ort sich etwas ganz Schauerliches zugetragen hat. Schon gar nicht ahnt der berühmte Professor, dass er schon bald mit der schauerlichen Angelegenheit in einen Zusammenhang gebracht werden würde, aus dem es kein Entrinnen gibt, und dass ihm dies von einer Seite her eingebrockt würde, von deren Existenz sogar die Eingeweihten nur eine blasse Vorstellung haben. Während er noch die Zuhörer verabschiedet, indem er allen ein Autogramm in sein jüngstes Bestseller-Buch gibt, das sie alle kaufen müssen, aber das sie sowieso wollen, weil es alle anderen auch haben, ist die Verstrickung in vollem Gange. In der Galerie „Neue Meister der Moderne“ liegt der frisch berufene Direktor ermordet auf dem Fußboden. Draußen heulen die Sirenen, und zwar die von mehreren Polizeiwagen. Das Gelände ist hermetisch abgeriegelt, denn vielleicht befindet sich der Mörder noch im Gebäude. Kurz zuvor war der Mörder, dem seine Untaten schon ins Gesicht geschrieben stehen, auch die künftigen, in die Galerie eingebrochen und hatte Jagd auf den Direktor gemacht, der konnte nur kurz fliehen und wurde, weil er sich weigerte, das Geheimnis zu verraten, das ihm als einem der Hüter anvertraut war, brutal und hinterrücks mit mehreren gezielten Schüssen in Bereiche, wo ein Schuss mit Sicherheit tödlich wirkt, umgebracht. Der Mörder konnte entkommen, wie genau, wissen wir nicht. Dem Direktor gelingt es mit letzter Kraft, indem er sich kurz vor Eintritt des Todes auf eine bestimmte Weise positioniert, eine verschlüsselte Botschaft zu hinterlassen, die den berühmten Professor noch beschäftigen wird.

Inspektor Clio wendet seinen Blick ab. „Ich habe ja schon vieles gesehen in all den Jahren“, brummt er und steckt sich eine Zigarette an, „aber das hier ist bei Weitem das Schlimmste.“

„Kommen sie bitte an den Tatort, Monsieur, und kümmern Sie sich nicht um dieses Bild von Markus Lüpertz“, bittet ihn sein Assistent, der ihm, in seiner zuvorkommenden Art, den Regenschirm über den Kopf hält, weil wegen der Zigarette die Sprenkleranlage anspringt.

„Was Sie hier sehen, Monsieur, ist nicht das Werk des Mörders. Das hat der Direktor selbst, nach den Schüssen, getan.“ Man sieht noch nicht genau, was gemeint ist. Inspektor Clio schaut nur etwas angewidert zur Decke. Blut tropft herab. „Haben Sie schon einen Verdacht?“, fragt der Assistent, nur um irgendwas Aufmunterndes zu sagen.

„Ich habe einen Tipp bekommen“, antwortet Inspektor Clio. Er hat den SMS-Dienst von Opus Dei abonniert. Fünfzig Euro wollen die im Monat, dafür geben sie manchmal praktische Tipps. Wie jetzt. „Der Berühmte Professor war es“, lautete die letzte Nachricht. Darum gilt es nun, keine Zeit zu verlieren.

Zeit, das passt ja zum Übergang zurück zu dem berühmten Professor. So wie er die Sache erklären kann, verstehen sie alle. Das Ding ist, mit jeder singulären Wechselwirkung, also dem Austausch einer Licht- oder Gravitationsinformation, ändert sich ein elementarer Zustand, und das entspricht einem Zeit-Quantum. In der Masse fühlt sich das nach einem Zeitfluss an, genauso wie ein dichter Regen sich wie ein gleichmäßiges Rauschen anhört. Wenn viel los ist, vergeht die Zeit schneller. Aus der Naturkonstanten der Energie-Flächenbeschleunigung, bekannt als c zum Quadrat, ergibt sich die Lichtgeschwindigkeit und damit die Zeit. Einstein hat das geahnt. Die Leute sind begeistert, und das Problem ist wirklich nicht das mangelnde Verständnis, sondern dass sie es sofort wieder vergessen. Da hat der berühmte Professor aber schon sein Buch verkauft, und da können sie ja noch mal nachlesen, wenn sie wollen.

Unter den Hörern, die ihn bestürmen, ist auch eine junge Frau, die gleich aufgefallen ist. Sie hält ihm, wie die anderen, ein Buch zum Signieren hin, doch es ist nicht seins mit dem Titel „Wie das Universum nach einem Update aussehen sollte“, sondern es trägt den seltsamen Titel „Sie befinden

sich in höchster Gefahr! Fliehen Sie, bevor es zu spät ist! Keine Fragen. Alles Weitere später.“

Der berühmte Professor versteht. Er ist zwar berühmt und Professor, aber zerstreut ist er deswegen noch lange nicht. Er war mal der jüngste Professor in seinem Fach, deshalb ist er immer noch relativ jung, und weil er ein festes Beamtenverhältnis hat und regelmäßig Forschungssemester einlegt, sieht er auch noch nicht so alt aus. Mit brachialer Gewalt schlägt er sein Buch zu und verstaut es in seiner Manteltasche, während er sich den Mantel überzieht, und rennt mit quietschenden Reifen zum Ausgang. Die Zuhörer denken nur: Ja, immer Termine. Sein Puls steigt auf hundertzwanzig oder jedenfalls über hundert, genau gemessen hat das natürlich niemand, zum Glück kennt er sich in dem Gebäude aus. Am Ausgang wartet schon die Frau, die ihn gewarnt hat, sie kennt das Gebäude noch besser und hat eine Abkürzung genommen. Als der berühmte Professor sie sieht, ruft er ihr im Rennen zu: „Kann mir irgendjemand vielleicht erklären, was hier eigentlich los ist?“, wobei er natürlich nur sie meinen kann, sonst rennt ja niemand mit ihm mit. „Später“, gibt sie nur zur Antwort und schiebt ihn in ihr smart-Cabrio. Mit Vollgas brausen sie über die nächtlichen Straßen, manchmal sogar geht es gerade noch mal gut, wo man schon denkt, jetzt kommt ein Aufprall oder sie werden zwischen den Trucks eingequetscht.

„Ich bin Esther von Saba, Dozentin für Paramystik. Man verdächtigt Sie des Mordes an dem frisch berufenen Direktor der Galerie für Neue Meister der Moderne und einiger weiterer Morde, mit deren Opfern ich aber nicht verwandt bin.“

„Mich? Wieso mich? Nein, das muss eine Verwechslung sein.“

„Sicher, mit den Morden haben Sie nichts zu tun. Aber gewisse Kreise haben ein Interesse daran, Sie unschädlich zu machen.“

„Unschädlich? Aber ich bin doch bereits völlig unschädlich. Welchen Schaden soll ich denn anrichten?“

„Das wird uns ein Mann verraten, den wir jetzt aufsuchen werden. Der Direktor hat nämlich einen verschlüsselten Hinweis gegeben, kurz bevor er starb.“

„Einen verschlüsselten Hinweis? Was für einen verschlüsselten Hinweis?“

„Mit letzter Kraft hängte er sich kopfüber an einen Bilderrahmen. In dieser Position wurde er gefunden.“

„Kopfüber? Wollte er uns damit einen Hinweis auf Baselitz geben?“

„Genau. Der Baselitz-Code, also die umgekehrte Anbringung der Bilder, bewahrt das Geheimnis der Lehre von den Negativen Deliktstatbeständen.“

„Unglaublich. Aber was hat das mit mir zu tun?“

„Erst einmal bedeutet das die geheime Aufforderung an uns, den Hüter der Lehre der Negativen Deliktstatbestände aufzusuchen. Wir sind bald da. Aber ich fürchte, man hat Sie bereits verwandt. Ziehen Sie am besten alle Kleider aus und werfen Sie sie auf die Straße, damit wir nicht verfolgt werden können.“

„Nur, wenn du dich zuerst ausziehst.“

„Wir haben jetzt keine Zeit für sowas. Erst wenn die Geschichte vorbei ist. Wir können kein Risiko eingehen. Ein Peilsender würde unseren Vorsprung zunichte machen.“

„Ach so, ein Sender? Das wird das hier sein. Ich habe das für ein Radio gehalten.“ Der berühmte Professor wirft den Apparat auf die Straße, wo er krachend zerschellt.

Am Monitor sagt der Assistent zu Inspektor Clio: „Sie haben angehalten.“

„Nein“, brummt er, „sie haben den Funkpeiler entdeckt.“ Wütend zermalmt er seine Zigarre. In dem Moment piept sein Mobiltelefon. Eine neue SMS von Opus Dei ist angekommen. Inspektor Clio stutzt beim Lesen, dann ruft er: „Aber ja, wie konnte ich so blind sein. Der Baselitz-Code! Kommen Sie, Assistent, ich weiß, wo wir den berühmten Professor finden werden!“

Der berühmte Professor ist inzwischen mit Esther von Saba bei einem anderen Professor eingetroffen, Strafrechtsprofessor Bottke, dem Hüter der Lehre von den Negativen Deliktstatbeständen. „Ich habe bereits auf Sie gewartet“, begrüßt Professor Bottke die Gäste. Weil es schon spät ist, beginnt er gleich mit der virtuellen Animation, die erklärt, was Sache ist.

Zur selben Zeit erklärt das auch Inspektor Clio seinem Assistenten, nur eben ohne technische Unterstützung, während sie im Auto fahren, fast so rasant wie vorhin Esther von Saba mit dem berühmten Professor. „Wussten Sie, lieber Assistent“, leitet Inspektor Clio rhetorisch ein, „dass unter Juristen ganz unterschiedliche Theorien kursieren, wie ein Delikt unter einen Para-

graphen zu subsumieren ist? Die Strenge Schuldtheorie meint, die irrige Annahme von rechtfertigenden Umständen führe zum Ausschluss der Schuld, gerade so, als wäre der nicht erfüllte subjektive Rechtfertigungstatbestand Teil der Schuld und nicht Voraussetzung für die Schuldzurechnung. Das ist also völlig unlogisch, wird aber vertreten. Der Lehre von den Negativen Deliktstatbeständen zufolge schließen bestehende Rechtfertigungsumstände die Vollendung des Delikts aus, genauso wie die Kenntnis oder die Annahme solcher den Vorsatz ausschließen, womit wir bei Versuch oder Fahrlässigkeit wären. Das ist logisch, gilt aber als nicht zeitgemäß. Wenn sich aber die Logik durchsetzt, werden Bibliotheken von Monographien überflüssig, die Verfasser gleich mit. Deshalb haben sie allen Grund, die Verbreitung der Logik zu verhindern.“

So weit weiß der Inspektor bescheid.

Professor Bottke aber ist der dahinterliegenden Verschwörung auf der Spur. Er hat bei seiner Präsentation die Baseltiz-Bilder verwenden können, wobei er bemerkte: „Sie fragen sich jetzt sicher, warum Gemälde den Code bergen sollen. Dieser ganze Theorienstreit ist nur vorgespiegelt. Die Wissenschaft soll glauben, es ginge um herrschende Meinung und Mindermeinung. Dabei ist das Komplott viel weiter verflochten, als wir es uns ausmalen können.“ Dem berühmten Professor und Esther von Saba steht der jeweilige Mund offen. Wie gebannt lauschen sie den Ausführungen. „Der gesamte Kunstmarkt dient nur dem einen einzigen Zweck ...– oh, ich glaube, Ihre Verfolger sind da.“

„Sie sind umstellt!“, tönt eine Stimme aus dem Megaphon. Es ist Inspektor Clio. „Kommen Sie mit erhobenen Händen heraus!“

„Da sitzen wir in der Falle“, meint Esther von Saba.

„Nicht ganz“, hält Professor Bottke dagegen, „auf dem Dach ist ein Heißluftballon startklar. Können Sie mit so was umgehen?“

Er hat noch nicht ganz zu Ende gesprochen, da zündet der berühmte Professor bereits den Feuerofen. Die drei steigen ein, Sandsäcke werden abgeworfen, geräuschlos entschwebt der Ballon in vorübergehende Sicherheit.

„Hören Sie, Professor Bottke, nach allem, was Sie für uns getan haben, müssen sie sich nicht noch tiefer in die Sache hineinziehen lassen“, meint Esther von Saba.

„Schon gut. Jetzt bin ich einmal hier drin. Außerdem brauchen Sie mich

noch.“

Was die drei nicht bemerkt haben, ist, dass sich unter der Gondel der Böse vom Anfang versteckt hält. Er hält sich mit den Zähnen fest und versucht, den Korb durchzubeißen. Wenn er so weitermacht, hat er es in einer Viertelstunde geschafft.

„Und was wollten Sie uns noch erzählen?“, fragt sie, während alle die Aussicht genießen.

„Um nichts Geringeres als ... Entschuldigung, mir wird schwindelig. Ach, geht schon wieder. Der Kunstbetrieb gehört zu der Verschwörung der Deluminaten, um auf Erden die Macht der Psychologie zu schützen.“

Inspektor Clio blickt in den düsteren Himmel. „Tja, einen Ballon zu verfolgen, ist kaum möglich. Ich frage mich, wo die SMS bleibt, wohin sie fahren.“

Der Assistent hält inne. „Einen Ballon verfolgt man am besten mit einem anderen Ballon“, gibt er zu bedenken. Der Inspektor packt ihn am Arm. „Was haben sie soeben gesagt?“

„Was soll ich denn gesagt haben?“

„Das mit dem Ballon! Wie man einen Ballon verfolgt. Ja, das ist es. Fabelhafte Idee! Sie sind ein Genie!“

„Ich verstehe überhaupt nichts. Welche Idee soll ich gehabt haben?“ Doch da ist der Inspektor schon mit weiten Schritten zur nächsten Tat geeilt.

Gebannt lauschen der berühmte Professor und Esther von Saba den Erläuterungen von Professor Bottke. Die Macht der Psychologie, erklärt er, basiert auf der Kognitive-Dissonanz-Theorie. Dagegen setzt die Psychoanalyse auf die Erkundung der individuellen Geschichte des Einzelnen. Dafür wird sie von allen gehasst, die an ihrer eigenen Geschichte nicht rütteln wollen und die mit allen Mitteln versuchen, die Analyse als unwissenschaftlich zu brandmarken, weil sie nicht mit Statistik arbeitet. Die herrschende Malerei zementiert die kognitive Dissonanz, weil sie gegen das Sehen arbeitet. Die Deluminaten beherrschen den Kunstmarkt und treiben die Preise in die Höhe für Namen und Marken, um die Aufmerksamkeit abzulenken und zu verhindern, dass sich die Malerei den psychischen Tiefen widmet, die dem Objekt immanent sind. „Doch wer ist das Bindeglied zwischen Psychoana-

lyse und Malerei?“

„Lucian Freud!“, ruft Esther von Saba.

„Jetzt ergibt das alles einen Sinn“, entfährt es dem berühmten Professor. „Die erkenntnistheoretischen Auswirkungen meiner Forschungsergebnisse habe ich bisher völlig außer Acht gelassen! Wenn der radioaktive Zerfall eines Atoms durch den Einschlag eines Teilchens der dunklen Materie ausgelöst wird, gibt es keine innere Wahrscheinlichkeit mehr, sondern wieder einen Kausalzusammenhang! Damit würde sich die Erkenntnis wieder vom Beobachter lösen und nicht mehr als ein im Konsens konstruiertes Modell gelten.“

„Und die Psychologie, wie wir sie kennen, wäre erledigt!“

„Nicht nur das – das Regietheater wäre am Ende!“

„Ich spüre schon, wie der Boden unter unseren Füßen ins Wanken gerät“, meint der berühmte Professor, doch Esther von Saba schreit auf: „Das ist kein Gefühl, der Boden unserer Gondel bricht durch! Wir werden abstürzen aus eintausend Metern Höhe. Oder von noch höher! Jedenfalls sind wir verloren!“

Der Böse vom Anfang hat sein teuflisches Werk unbemerkt ausgeführt und den Boden der Gondel durchgebissen, so dass sie alle herausrutschen. Verzweifelt klammern sie sich an den Seilen fest und werfen mit Sandsäcken nach dem. Der ist so was gewöhnt, das macht dem gar nichts aus. Er klettert hinauf und beißt die Gondel ab, die ins Nichts hinunter entgleitet. In atemberaubendem Tempo schwingt er sich hinauf zum Ballon und richtet die Flamme des Feuergerätes auf die Stricke, die sofort Feuer fangen und reißen. Der berühmte Professor, Esther von Saba und Professor Bottke stürzen in die Tiefe. Der Böse vom Anfang beißt sich an der Ballonseide fest, während der Ballon mitsamt ihm nach oben schnippt aufgrund des plötzlichen Gewichtsverlustes.

„Aber ist die Verschwörung denn wirklich wahr?“, fragt der berühmte Professor im freien Fall.

„Wahr genug, um dafür eine Ballongondel durchzubeißen“, erwidert Professor Bottke.

Die drei fassen sich an den Händen und fallen weiter. „Einen Fallschirm hat jetzt niemand zufällig dabei?“, fragt Esther von Saba in die Runde. Die anderen schauen verlegen zu Boden.

„Augenblick, das ist nicht der Boden“, ruft der berühmte Professor, „dazu

ist es zu klein!“ In dem Moment schlägt ihnen etwas Warmes, aber Weiches, Aufgeblasenes ins Gesicht, in das sie hineinfliegen. Sie verheddern sich in Tauen und Stricken, aber ihr freier Fall ist damit abgefedert. „Ein Ballon!“, ruft Esther von Saba. Sie halten sich an den Tauen fest und rutschen seitlich herunter. Es ist der Ballon von Inspektor Clio mit dem Assistenten. Durch das Gewicht verliert der Ballon an Höhe und sinkt zur Erde. Auf einem Feldweg landen sie, worauf der Inspektor „Sie sind alle verhaftet!“ verkündet.

„Was, ich auch?“, fragt der Assistent, und bevor Inspektor Clio antworten kann, piept auf seinem Mobiltelefon ein SMS-Eingang. „Die Gesuchten befinden sich auf Ihrem Ballon“, liest der Inspektor, woraufhin er sich zu seinem Assistenten wendet und ihm mit den Worten: „Ja, Sie besonders!“ die Handschellen anlegt. „Sie haben sich soeben selbst verraten. Sie haben mir die SMS geschickt, um mich im Namen von Opus Dei auf eine falsche Fährte zu locken! Sie haben mich benutzt!“

Der Assistent blickt Inspektor Clio mit weit aufgerissenen Augen an. „Dann sind Sie der Lehrer?!“, schlussfolgert er.

Inspektor Clio lehnt sich schweigend an die Kuh, die auf dem Feldweg steht.

Der Böse vom Anfang ist mit dem Ballon in die Höhe entglitten, doch das Gas kühlt sich ab, so dass er aus großer Höhe abstürzt. So was überlebt keiner. Vielleicht schafft er es ja doch irgendwie, das bleibt offen.

„Es tut mir leid, was ich Ihnen für Unannehmlichkeiten bereitet habe. Aber das gehört zu meinem Beruf. Auf dieser Kuh können Sie in die Stadt zurück reiten.“ Inspektor Clio übergibt dem berühmten Professor die Kuh.

„Ach, jetzt habe ich meine Vorlesung sowieso verpasst“, meint er. „Reiten Sie, ich bleibe mit Esther von Saba noch eine Weile hier, wir beginnen die Romanze, die sie mir für das Ende der Geschichte zugesagt hat. Das ist doch jetzt.“

„Ich meinte eigentlich das Ende der Weltgeschichte“, erwidert Esther von Saba. Der berühmte Professor entgegnet: „Na, das ist doch bestimmt jetzt auch.“

Alle lachen.

DIE DEGETO-MUSICALS

SCHÜLER SPIELEN GEGEN GEWALT

Die Rütli-Schule hat vorgemacht, wie man aus hoffnungslosen Schülern durch Theaterarbeit und Musik-Projekte hoffnungslose Musical-Spieler macht.

In diesem richtungweisenden Modellversuch konnten die Schüler lernen, ihren Frust nicht mehr durch Raub und Gewalt auszuleben, sondern durch Selbstverwirklichung. Was der ursprünglichen Forderung der Lehrer, die Schule aufzulösen, schon recht nahe kommt, zeigt den Ausweg für alle Schulen mit Problemen, also für alle Schulen.

Damit ist ein Bedarf an Musical-Stoffen eröffnet und zugleich ein Markt. West Side Story reicht nicht für alle.

Es gibt einen Vorrat an Handlungen, die durchweg allgemeinverständlich und unterschichtenkompatibel gelagert sind und die den dementsprechenden Erfolg bereits als Fernsehfilme genießen konnten, nämlich bei der ARD-Tochter Degeto. Es scheint etwas weit hergeholt zu behaupten, diese Stoffe müssen jetzt alle in einer Schüler-Musical-Version neu aufgeführt werden, doch damit kann zugleich die nachwachsende Generation an das ARD-Abendprogramm gewöhnt werden.

Hier folgen die Singspiele, die wir demnächst von Schülern zu sehen bekommen.

ANGELN DES GLÜCKS

Eine ältere Dame verliebt sich in ihren jugendlichen Gärtnergehilfen. Sie plant, ihn an ihrem 40. Geburtstag zu verführen, wenn er mit den Blumen beschäftigt ist. Der Gärtnergehilfe arbeitet, ist und lebt schwarz, weshalb er tun muss, was sie von ihm verlangt. Anschließend wird sie von ihrem schlechten Gewissen geplagt, warum sie das nicht schon viel früher gemacht hat. Doch da ist es zu spät; ihre beste Freundin, die sie dabei beobachtet hat, spannt ihn ihr aus, weil sie mehr Geld hat und denkt, dem geht es nur darum. Als der merkt, dass er nur benutzt wird, dreht er den Spieß einfach um und verlangt, dass die beiden es untereinander ausmachen sollen, wer ihn kriegt. Ihnen fällt nichts weiter ein als die übliche Kompromiss-Variante für beide: Eine heiratet ihn, die andere bezahlt ihn. Dann kriegt er seine

Aufenthaltsgenehmigung und braucht nicht mehr zu arbeiten. Schwarz ist er immer noch, so dass weiterhin Anlass zur Toleranz bleibt.

CLAUDITA

Erzählt wird die Lebensgeschichte von Claudia Roth. Ihre Tragik besteht darin, dass sie schließlich, ohne es zu merken, als Foltermittel eingesetzt wird, um Aussagen zur Rettung von Entführungsopfern zu erpressen.

DANIELLE – WEGE ZUR BILDUNG

Unterschichtenkind Danielle hat aufgrund ihrer sozialen Herkunft schlechtere Bildungsaussichten. Alle wundern sich, warum sie darunter leidet. Sie beginnt nachzuforschen, ob ihre Familie immer schon zerfallen war, und entdeckt, dass sie adoptiert wurde, um die Sozialhilfe zu erhöhen. In Wahrheit stammt sie aus besseren Kreisen, denen sie durch unglückliche Fügungen, welche hier zu improvisieren sind, abhanden kam. Als ausgesetztes, aber echtes Oberschichtenkind hat sie plötzlich bessere Aussichten auf Bildung und ist glücklich.

FEUERLÖSCHER IM REGEN

Stadtkind Kevin kommt aufs Land und trifft dort die bezaubernde Kuh Klara. Er hält sich bald für einen Stier, was sich als verhängnisvoll erweist, als er zum Stierkampf nach Spanien eingezogen werden soll. Vor die Wahl gestellt, den Torero zu erledigen oder selbst umzukommen, singt er den Hamlet-Monolog. Rettung in letzter Minute kommt von Klara, die einsehen will, sich fälschlicherweise für die Kuh gehalten zu haben als Ausflucht vor der Arbeit auf dem Feld. Auch Kevin hat etwas dazugelernt, nämlich dass das Glück mitunter verschlungene Pfade gehen kann, auf denen man sich normalerweise gar nicht aufhält.

ICH KÄMPFE UM DIE REHABILITATIONSMASSNAHME

Der 34-jährige arbeitslose Kaufmann ersticht seine Ex-Freundin aus Rache und bekommt dafür acht Jahre Knast aufgebürdet. Nach sechs Jahren kommt er auf Bewährung raus und wird in das Täterschutzprogramm aufgenommen. Danach wird er nie wieder straffällig.

DER COOLSCHÜTZ VOM SILBERBERGWALD

Nach klassischer Vorlage. Sogar nach mehreren. Der durchschnittliche Junge Jakob wird in der Clique ausgegrenzt, weil er als einziger keiner Randgruppe angehört. Da kann auch die Sozialarbeiterin Anna nicht helfen, eben aus demselben Grund. Sie rät ihm, straffällig zu werden, damit sie etwas für ihn tun kann, woraufhin er sie als Geisel nimmt und mit ihr in die Berge durchbrennt.

Anna ist am Anfang etwas erregt und neugierig, schließlich wird es ihr zu langweilig, und sie nimmt ihn als Geisel. Als er abhauen will, schießt sie ihn mit ihrer Dienstwaffe nieder. Später behauptet sie, er hätte auf sie geschossen, und die Kugel sei von einem Dämon umgeleitet worden.

RATS

Die alte Ratte singt ihre Erinnerungen. Das macht die anderen Ratten so betroffen, dass sie fortan den Müll von den Straßen holen. Die Menschen verstehen das nicht. Sie machen Jagd auf die Ratten, weshalb nur die intelligentesten überleben und eine Gegenzivilisation aufbauen. Dann jagen sie die Menschen, und alle sehen mal, wie das ist.

BIS EINER HEULT

Gangsterboss M. und sein Rivale M. sowie die anderen Bandenmitglieder M., Ahmed und M. sind scharf auf dasselbe Mädchen, weil sie die Einzige ist, die sie kennen. Es gibt zwar noch andere im Kiez, aber die können sie nicht unterscheiden, weil sie alle ganzkörperverschleiert sind. Deshalb entbrennt ein Streit in der Bande, in dessen Folge zwei an ihren Verletzungen erliegen. Darüber erkennen die anderen, dass Gewalt keine Lösung ist, zumindest nicht untereinander, und dass sie ein gemeinsames Ziel haben, nämlich das Mädchen. Sie hat alles mit angesehen und stellt die Bedingung, dass sie es nicht mit dem Handy filmen.

DIE ARBEIT LAUERT ÜBERALL

Die Hauptfiguren sind arbeitslos und fühlen sich nicht gebraucht. Es kommt zu sozialen Konflikten und Spannungen, die eskalieren, als der Alkohol alle ist. Die Konjunktur springt an, es gibt wieder Jobs. Da bemerken sie, dass Arbeit nicht die Lösung ist.

ALBERT

Der junge Albert Einstein nimmt, fiktiv, seine großen Entdeckungen vorweg. Bei der Untersuchung der elektromagnetischen Wellen stößt er auf die Frage, wie so ein Photon überhaupt auf die Lichtgeschwindigkeit beschleunigt wird, und gelangt zu der Einsicht, dass es sich beim Photon nur um eine optische Täuschung handelt und eine „Zwischenzeit“ zwischen Sendung und Eintreffen nur dem Außenstehenden als solche erscheint. Damit wird es allen zu hoch, und das Musical endet im Chor.

DIE ÜBERRASCHUNG

Zweifel daran, ob meine beiden Kinder wirklich von mir seien, hatte ich nicht gehabt oder beiseite geschoben, bis ich merkte, wie oft ich sagte: „Von mir hat er das aber nicht!“, oder: „Das kann sie nicht von mir haben!“ Zehn Prozent aller Kinder sind nicht vom vermeintlichen Vater, sondern von einem anderen. Macht eine Wahrscheinlichkeit von zwanzig Prozent, statistisch gesehen.

„Von wem sollen sie denn sonst sein?“, meinte meine Frau, worauf mir niemand einfiel. Aber was heißt das schon, dass mir niemand einfällt. Sie tut jedenfalls so, als ob ihr auch niemand einfällt.

Doch meine Kinder sind mir gar nicht ähnlich, genau betrachtet. Schon als sie Babys waren, hätte mir das auffallen müssen. Herumschreien, Bäuerchen machen, das ist nun wirklich nicht meine Art. Eins ist überdies ein Mädchen, wogegen ich niemals eines war.

Meine Frau ist mit mir verheiratet, deshalb sind beide Kinder von Amts wegen ehelich. Seit wann traue ich dem Amt mehr als meinem eigenen gesunden Menschenverstand – den ich übrigens bei keinem meiner oder wessen auch immer Kinder wiederfinde?

Ich besorgte mir drei genetische Fingerabdrücke, einen von mir und je einen von meinen eventuellen Nachkommen oder eben Kuckuckskindern, jedenfalls wollte ich Gewissheit, auch zum Zwecke der familiären Harmonie.

Den Test machen zu lassen, war nicht eben billig, auch kostete die gefälschte Einwilligung meiner Frau eine stattliche Gebühr, aber es muss ja alles seine Ordnung haben.

Am Tag der Verkündung fühlte ich mich eigenartig, was mich nicht weiter störte, denn ich fühle mich immer eigenartig, nur um mich interessant zu machen.

Ich saß im Warteraum, vor mir wurde ein Mann aufgerufen, von dem kurz darauf ein „Juhu!“ aus dem Amtszimmer zu hören war. Offenbar nicht der biologische Vater.

Als ich drankommen sollte, öffnete sich die Tür erneut, aber ich wurde nicht hereingerufen, heraus kamen zwei Polizisten, von denen der eine mir Handschellen anlegte, während mir der andere den Gummiknüppel auf den

Kopf schlug. „So, Freundchen, haben wir dich endlich!“, riefen sie und stießen mich in das Polizeiauto.

Auf der Wache erfuhr ich, dass mich meine Genprobe überführt habe. „Sie sind gar nicht Oswald Sparwasser, bei Ihnen handelt es sich um den lange gesuchten Olaf Mabuse, nach dem wegen mehrerer mittelschwerer Sexualdelikte gefahndet wird! Mittelschwer, weil sie in gestohlenen Autos begangen wurden. Da staunen Sie, was wir mit der modernen Gentechnik alles herausfinden! Da kommt keiner davon. Sie sind erst einmal weg vom Fenster!“

Ich war wirklich überrascht, aber der Gentest ist eindeutig. So kann es ausgehen. Wie auch immer, mein Verdacht war begründet; ich bin jemand ganz anderes, deshalb sind, wie man es auch dreht, die Kinder nicht von mir.

DER BANKBERATER

Der Bankberater bat mich an den Konferenztisch. „Ihre Kontobewegungen sehen ja ganz solide aus, aber da kann man noch mehr draus machen.“

„Was, mehr?“, fragte ich rhetorisch, als ich im Sessel Platz nahm.

„Mehr Geld natürlich. Hier gibt es eine Anlageform mit sehr guten Entwicklungen, die Aussichten sind äußerst vielversprechend, es ist ein Risiko dabei, aber die Gewinne sind steuerfrei.“

„Aha. Und das Risiko?“

„Ist überschaubar. Ich zeige ihnen hier die Kurve, die in Hannover erstellt wurde. Das sind die Einsatzzahlen, die Gewinne gingen 'rauf wie nur was!“

Ich sah eine Linie über einem Balkendiagramm, die steil nach oben führte. Das bedeutet Vermehrung, so viel war klar.

„Bei jedem Mal hat sich der Einsatz verdoppelt! Ver-dop-pelt! Verhundertprozentigfacht! Was das bei Wiederanlage bedeutet, dazu reicht dieses Blatt gar nicht aus, dazu schauen Sie bitte auf diese Powerpoint-Präsentation.“

Ich wandte mich um. Ja, da war noch mehr Vermehrung zu sehen.

„Also mir sagt das alles nicht viel, ich verstehe nichts von dem Geschäft“, räumte ich ein, „ich will nur wissen, wie hoch das Risiko ist und wie hoch die Chancen sind.“

Seine Augen blitzten. „Genau dafür haben Sie uns ja. Wir kennen uns darin aus. Was Sie hier gesehen haben, waren nur die Zahlen aus Hannover. Da gab es zuletzt elfmal hintereinander immer Rot. Eine Serie heißt das in der Fachsprache.“

„Aha. Und wie geht diese Serie weiter?“

„Wenn es eine Serie bleibt, dann ganz eindeutig mit Rot. Alle, die auf Rot gesetzt haben, haben ihren ursprünglichen Einsatz verzweihochelffacht.“ Er hielt inne, um sich die Zahl vorzustellen. „Also, wer von Anfang an dabei war. Wer jetzt einsteigt, steigt natürlich hoch ein, aber es deutet noch nichts auf eine Abwärtsbewegung hin.“

„Aber das muss nicht so bleiben, oder?“

Er schaute mit einem Blick, der sagte: ich habe mit diesem Einwand gerechnet. „Es kann auch wieder Schwarz kommen, aber denken Sie nicht, dass Schwarz deshalb mit einer höheren Wahrscheinlichkeit kommen muss,

so ist das nämlich nicht. Die Wahrscheinlichkeit für Schwarz ist nicht gestiegen, sondern konstant geblieben, während aber dauernd Rot kam.“

„Rot ist aber auch nicht wahrscheinlicher geworden.“

„Eben! Aber es kam. Wir müssen noch rechtzeitig einsteigen.“

Er ist der Experte, dachte ich und unterschrieb die Anlage.

„Noch sicherer ist es natürlich, breit zu streuen. Zum Beispiel noch mal auf – nun, Gerade oder Ungerade?“

„Hm, Gerade“, überlegte ich.

„So aufs Gerade-wohl, was? Hihi.“ Ich lachte nicht mit, er stellte sein Lachen sofort wieder ein und klappte einen anderen Ordner auf.

„Da wäre noch etwas, wenn Sie bereit sind, ein kleines Risiko einzugehen mit Aussicht auf achtundzwanzigfachen Gewinn. Setzen Sie auf eine Zahl. Ich persönlich würde die 17 empfehlen, da haben wir gute Erfahrungen gemacht mit.“

„Mit?“

„Mit der 17.“

„Aha. Und wieso achtundzwanzigfach, ich meine, sind es nicht 35 Zahlen?“

„Die Bankberatungsgebühr ist da schon herausgerechnet. Genaugenommen müsste also noch zweimal Rot kommen, damit Sie den Reingewinn unterm Strich abkassieren, aber dann steuerfrei!“

Er reichte die Chips, oder wie diese Plastikscheiben heißen, dem Croupier, welcher sie auf die 17 schob, Rot und Ungerade. Nichts geht mehr, hieß es, kurz darauf landete die Kugel irgendwo.

Irgendjemand am Tisch sprang auf, fiel dem Bankberater um den Hals und dankte überschwänglich.

Er scheint sein Geschäft zu verstehen. Ich blicke da jedenfalls nicht durch.

STADT DER KREATIVEN

In Berlin vibriert die kreative Energie, das spüre ich jeden Abend. Hier treffen sich Leute aus den kreativen Bereichen und tauschen sich aus, und in den anderen Cafés das gleiche. Das ist so toll hier.“

„Danke.“ Die Reporterin wickelte das Kabel um das Mikrophon, die Barkeeperin machte mit ihrer Arbeit weiter. Ich sagte zur Barkeeperin, ich komme wegen des Jobs, worauf mich die Reporterin unterbrach und mit leuchtenden Augen das Mikrophon wieder abwickelte: „Ach dann sind Sie auch eine Kreative?“

„Ich wollte nach dem Bar-Job fragen, der für 22 bis 6 Uhr ausgeschrieben ist.“

„Ja eben, Sie wollen die Kreativen treffen, die sich hier immer versammeln, was? In welchem kreativen Bereich – ich sag einfach du – bist du denn tätig?“

„Nun, die Kreativen trifft man in jedem Café, wo man nur hintritt, auch die ganz wichtigen Leute“, ich suchte einen bestätigenden Blick der Barkeeperin, sie nickte angedeutet, „aber was Berlin ausmacht, ist doch das einmalige Flair der kreativen Schicht von denen, die kein Geld haben, aber vor Kreativität strotzen. Das ist hier eben Berlin. Das macht die Stadt für die Attraktiven so kreativ.“

„Für die Kreativen so attraktiv.“

„Auf jeden!“ Ich hatte mich verbal verausgabt und bestellte einen Copa Grande, weil ich annahm, die Reporterin würde ihn bezahlen, um mich im Gespräch zu halten.

„Die Barkeeperin barkeepet ja auch nur nebenbei“, mutmaßte ich, „sie hat ein altes Kleid im Hartz-Look. Hier sind alle Hartz. Aber das ist genau das, wenn du verstehst, was ich meine. Das Kommerzielle, vergiss es. Die Kreativität muss aus dem authentischen Leben kommen, aus dem Alltäglichen der Jetzt-Qual.“ Das Café war noch nicht stark frequentiert, die Rauchschwaden waren noch vom Vortag da. „Guck mal, der da drüben“, ich zeigte ihr dezent den Mann am Fenster, „der geht in die Kneipe, wo Buck verkehrt. Und so jemand geht eben lieber hierher.“

Die Reporterin wollte sich in seine Richtung bewegen, als zur Tür zwei bärenartige Männer und eine kleine Frau hereintraten, mit Stativ, Kamera, Mikrofonstange und einem Kabelträger. „Norddeutscher Rundfunk“, er-

kannte die Reporterin. Die Barkeeperin beeilte sich zu deklamieren: „Das ist eben Berlin. Die Hauptstadt der Kreativität. Hier sammeln sich alle Kreativen, um den Puls der Kreativität zu schlagen.“ Das Kamerateam bewegte sich wie auf ein Stichwort auf sie zu. „Wir machen eine Reportage über Berlin und das kreative Potential“, erklärte die Frau, worauf die Barkeeperin „Ich weiß“ antwortete und in das Mikrophon eine ausgefeilte Liebeserklärung an die Kreativität der armen, aber kreativsten Stadt Berlin säuselte. Echt niedlich. Wenn ich das im Fernsehen gesehen hätte, würde ich sofort nach Berlin wollen und beschließen, kreativ zu werden. Ich setzte mich so, als würde mich die ganze Sache nur langweilen, was die Teamchefin provozierte, mich nach meinen kreativen Ambitionen zu vernehmen. „Wo soll ich da anfangen“, versuchte ich, Zeit zu schinden, „man ist hier so vielen kreativen Impulsen ausgesetzt, weil in jedem Café, und wirklich in jedem, die kreative Elite...“, ja was, zu finden ist? Sich versammelt? „...zu Hause ist. Denn die Kreativität ist eine Sache von den Leuten, vom Kopf, nein von den Köpfen meine ich, von den Clustern, nicht vom Geld. Geld ist hier keins, aber das macht die ganze Szene nur noch kreativer.“

„Jetzt ist es ja noch früh, um diese Zeit können die ganzen Kreativen noch nicht kommen“, erläuterte die Barkeeperin, „um diese Arbeitszeit schlafen sie ja noch. Aber später, wenn die Clubs aufmachen und die Geheimtipps angesagt sind. Nach Mitternacht pulsiert hier alles und vibriert, du spürst die kreative Kraft, das ist Berlin und nur in Berlin.“ Sie erzählte dies einer anderen Person, einem Journalisten, der sich wohl unbemerkt hereingeschlichen hatte und ihre Worte auf ein digitales Allround-Gerät aufnahm, mit dem er sie auch fotografierte.

Ich ergriff die Initiative, und zwar eine Getränkekarte, deren Rückseite ein weißes Blatt bot, und wandte mich an den Kabelhalter des Kameramanns: „Du siehst so kreativ aus, was machst du denn so? Ich recherchiere über die kreativen Köpfe in Berlin.“

Er ließ das Kabel fallen und diktierte mir seine Pläne: „Ja das ist ganz typisch gelaufen bei mir, du kommst nach Berlin, um eigentlich nur mal zu gucken, und bist überwältigt von der kreativen Potenz und denkst, hey, meine Kreationen sind genau richtig hier, wo die kreative Power wohnt. Kein Geld, aber Kreativität ohne Ende. Mann, was hier abgeht. Voll die Kreativität zum Megaquadrat!“

Ich notierte in Form von Kritzeleien, was die Aufmerksamkeit der Kame-

ra auf mich zog und auf meine Kreationen. „Ja, so ist das“, formulierte ich in die Mikrophone, „im Café und auf der Straße, man kann sich gar nicht des kreativen Schubs erwehren, der von überallher auf einen einsticht. Berlin ist die Stadt, wo es unmöglich ist, nicht kreativ zu sein. Dazu braucht man kein Geld. Köln, ach, Köln ist überschätzt. Und gekauft. Hier tobt das Leben in seiner kreativsten Form!“

Vom Bayerischen Rundfunk hatte es nur ein Volontär vom Kulturradio hergeschafft, für das ZDF war ein Team von Aspekte da, das für einen Beitrag über die kreative Metropole Berlin auf der Suche nach aussagekräftigen Bildern war. Die Journalisten von der Presse taten etwas unbeeindruckt und gerierten sich kulturell übersättigt. Wir begeisterten sie mit der Verkündung des kreativen Programms, das ein Netzwerk aller Kreativen bilden und als Schnittstelle zwischen Kreativen und Kreationen fungieren würde.

Im Moment der Stille schloss ich: „So, und jetzt muss ich weiter, ich habe noch Treffen mit Kreativen.“

Berlin ist wirklich eine tolle Stadt. Man sucht einen Job an der Theke und ist sofort Mitglied der Kreativitäts-Szene dieser pulsierenden Stadt. Jedenfalls bin ich voll inspiriert.

Im Hinausgehen hält mir ein Typ mit Hund die Tür auf. Ich nicke dankend. „Äü so war das nich gemeint hier merkst du's noch!“, motzte er.

„Was?“

„Ich hab dir die Tür aufgemacht, aber zumachen kannst du sie alleine. Ich hab hier voll keine Lust in der Kälte zu sitzen wo der Wind pfeift ich geh doch nicht wieder hin und mach die Tür zu für dich weil du die offen lässt. Ich bin doch hier nicht deine U-Bahn!“

DIE NOCH WAHRERE GESCHICHTE ÜBER HITLER

Eigentlich sollte diese Geschichte aus der Sicht von Hitler erzählt sein. Aber das geht nicht. Deshalb erzähle ich, wie es war. Wobei ich den Anfang gar nicht mitbekommen habe, weil ich erst aus dem Konzentrationslager geholt wurde, nachdem Goebbels den Einfall hatte, den Führer aufzubauen und zu diesem Zwecke seinen alten Ernährungsberater und Erfolgstrainer Professor Pocher, mich, zu engagieren, obwohl ich als homosexueller Zeuge Jehovas verfolgt wurde. Zum Glück haben die Schergen nicht erfahren, dass ich auch Kommunist bin, sonst hätte ich vier Winkel am KZ-Anzug gehabt, ich bin nämlich auch noch Zigeuner, wie man damals sagte. Ziemlich makaber, das alles, nicht wahr? Ich nehme es niemandem übel, wenn er darüber nicht lachen kann.

Der Aufseher im KZ Sachsenhausen ruft meine Nummer auf. „Vortreten! Sofort! Oder alle werden erschossen!“ Das sagt er immer. Er erschießt auch immer alle. So viel nur zum Ernst der Lage. Jede Abmilderung ist dann schon wieder lustig.

Ich werde seltsamerweise nicht mehr wie ein Gefangener behandelt, sondern im Auto durch das zertrümmerte Berlin gefahren. Es ist der Winter 1944. Aber ich bekomme nichts mit, ich bin wie alle Häftlinge ausgehungert und kaum bei Sinnen. Nur mein eigenes Erfolgstrainingsprogramm hat mich bisher am Leben gehalten. Ich weiß, ich schaffe es.

Goebbels nimmt mich persönlich in Empfang. Im KZ habe ich Jiddisch gelernt, so dass ich seinen unerträglichen Kölner Akzent verstehe.

„Der Führer ist in einer schlimmen Verfassung, lieber Professor“, erklärt Goebbels, „er führt sich als armseliges Würstchen auf, das ins Bett macht und von Alpträumen jeplaacht is.“

„Das tut mir leid“, entgegne ich, „aber da ich gerade aus dem KZ komme, bin ich zu sehr mit meiner eigenen Verfassung beschäftigt.“

„Dat hängt doch alles zusammen, nich wahr. Wir haben einen kriegsentscheidenden Termin vor uns. Zu Ostern soll der Führer noch einmal einen großen Auftritt haben und in Berlin als Osterhase durch die Straßen hüpfen. Damit die Leute wieder Mut kriegen.“

„Wollen Sie mich etwa bitten, ihn zu coachen, damit er seine Depressionen überspielt und diese Show hinkriegt?“

„Bitten nicht. Das ist ein Befehl. Wo sind wir denn hier.“

Das war eindeutig. Auf so was kann ich natürlich nicht eingehen, deshalb weigere ich mich erst mal, bis ich doch zusage, weil Goebbels darauf besteht.

Ich komme also herein zu Hitler in die Bürohalle. Man hat ja dieses gewisse Bild vom krakeelenden Einpeitscher, deshalb ist der Kontrast verblüffend. Er hat seine Stimme verloren und blickt versunken auf eine angebrannte Mohrrübe, deren Zubereitung ihm missraten ist.

„Ich brauch Sie nicht, verschwinden Sie“, murmelt er.

„Dann brauchen sie wohl auch nicht diese Kochmütze, die ich für Sie habe kommen lassen, und diese Chefkoch-Schürze?“

„Her damit!“, faucht er. Ich habe Mühe, ernst zu bleiben, das gelingt mir nur, weil ich daran denke, dass ich ja einem Jahrhundertverbrecher gegenüberstehe. Obwohl, wenn er nicht der Verbrecher wäre, müsste ich gar nicht lachen, wie er mit Mütze und Schürze aussieht.

„Wenn alle so wären wie Sie, müssten wir Sie nicht vernichten!“, räumt er freimütig ein, und ich sage: „Vielleicht sind wir ja alle wie ich“, denn man weiß ja nie, ob sich noch irgendwas retten lässt, außerdem soll niemand denken, ich würde mit ihm gemeinsame Sache machen. Das ginge nun wirklich zu weit.

„Kochen Sie mit mir!“, knurrt Hitler, so dass er einem fast leidtut.

Draußen lauschen Goebbels und Speer, sie gucken durch die Augen der Figuren auf den Bildern, Speer traut Goebbels nicht und ist sogar etwas eifersüchtig auf mich, sie schmieden einen Plan, aber weil daraus eh nichts wird, tut es nichts zur Sache.

Mit den Zutaten, die ich bestellt habe, leite ich Hitler an, ein äußerst schmackhaftes vegetarisches Gericht zu fabrizieren. Er ist so gerührt darüber, dass Pflanzenkost auch schmecken kann, dass er vor mir in Tränen ausbricht. „Ich durfte nie Fleisch essen als Kind, mein Vater hat immer gedroht, mich ins Reich, äh, ins Heim zu stecken. Ich litt unter emotionaler Vernachlässigung. Ich habe die Psychoanalyse verboten, aber es hat nichts genützt.“

Ich haue ihm eine 'runter. „Stellen Sie sich nicht so an. Wir hatten alle eine schwere Kindheit!“

„Sie haben Recht. Was kochen wir morgen?“

„Das ist die richtige Einstellung. Damit ist der erste Teil unseres Erfolgstrainings absolviert, die Zielsetzung an sich selbst und die Vergewisserung: ja, ich habe es in der Hand, ich habe ein Ziel, ich will es erreichen!“

Draußen vor der Tür fängt mich Goebbels ab. Er hat gehört, dass der Führer weitermachen will, deshalb schickt er mich nicht zurück, im Gegenteil, meine Partner dürfen auch aus dem KZ hierher, bis der Auftrag erledigt ist. Als ich merke, dass Goebbels mich braucht, verlange ich die Freilassung von ganz Sachsenhausen. Er verspricht es. Erst nach Kriegsende erfahre ich, dass er mich verschaukelt hat und nicht das Lager auflöste, sondern Frankfurt-Sachsenhausen.

So geht es die Tage hin und her, der Führer trainiert Erfolg, das Kochen gelingt immer besser, ab und zu kommt auch noch sein Schauspiellehrer oder sein Maler, der ihn für die Kanzler-Galerie in Gold malt. Wenn man das alles so sieht, kann man kaum glauben, warum der das Volk führt und was die an dem finden. So sollte uns das Volk mal sehen. Wenn der Führer kleckert beim Essen oder die Soße anbrennen lässt. Die würden denken: Hallo? Das ist doch auch nur ein Mensch, wieso habe ich Angst vor dem?

Über die menschliche Schiene – ich erzähle das nur nebenbei, das hat mit der Handlung nichts zu tun – komme ich beinahe dahin zu denken: so schlimm ist das alles vielleicht doch nicht und wäre doch schön, wenn wir den Krieg gewinnen, vielleicht komme ich dann davon. Aber das geht natürlich nicht, so was zu denken, dann wäre die ganze Situation gar nicht mehr zum Lachen.

Himmler und Göring sind draußen und machen ulkige Sachen. Goebbels kommt dazu, er hat einen blutigen Mund. Man denkt, das ist Parodontose, aber seine Sekretärin hat ihre Menstruation. Irgendwie muss es ja weitergehen.

In der Nacht kommt Hitler zu uns ins Bett gekrochen. „Ich möchte mit Ihnen über Gott reden“, murmelt er. Er ist betrunken. Kaum zu glauben, aber ist so. Er hat beim Kochen erst Fleischersatz benutzt, dann Fleisch probiert, daraufhin einen Magenbitter genommen, so kam eins zum anderen. Ist eben doch nur ein Mensch, auch wenn er es nicht wahrhaben will. Meine Partner versuchen, ihn umzubringen, aber er windet sich los. Er hat gar nicht gemerkt, dass es ein Anschlag war, er hält es für einen Teil des Verkehrs. Das war sein erstes homosexuelles Erlebnis. Als einer sagt: „Ich spüre Sie nicht, mein Führer“, trollt er sich davon. Ging ja noch mal gut.

Die Osterzeit rückt näher. Goebbels tut so, als hätte er alles genauso geplant, wie es läuft. Mir soll die Schuld an einem Attentat auf Hitler angehängt werden, Goebbels weiß bloß noch nicht, ob dadurch nun das Volk erst recht zum Durchhalten motiviert wird oder womöglich aufgibt, jedenfalls wäre er dann Kanzler.

Die anderen wissen nicht so recht. Die ganze Sache kommt irgendwie ins Stocken. So war das damals eben bei denen im Dritten Reich. Das soll das zeigen. Denke ich mal; ich kriege ja davon nichts mit. Aber wenn dadurch vermittelt wird, dass es keine gute Politik ist, Randgruppen wie mich auszugrenzen, wo wir doch im Prinzip ganz in Ordnung sind, dann bin ich schon zufrieden. Ach so, ja, die Osterhasennummer. Das glaubt keiner. Nach einer etwas verworrenen Aktion mit einer Bombe soll Hitler vor das Volk treten, ich leite ihn an. Um zu zeigen, wie schlimm alles ist, aber dennoch nicht aussichtslos, will er den Massen eine Kochshow vorführen, dazu nimmt er die Schnürsenkel seiner Stiefel und bereitet sie wie Spaghetti zu. Das Volk staunt, und zwar noch mehr, als Hitler die Schnürsenkel öffentlich verspeist, als wären sie die köstlichsten Nudeln, die ein Meisterkoch jemals aus dem sprudelnden Wasser gezogen hat. Sein Blut wird als Tomatenketchup verwendet. Ich glaube, ein derart geniales Bild ist in der ganzen Ära des Tonfilms niemandem eingefallen. Ach so, das Ganze ist nämlich ein Film. Jetzt ist er zu Ende, und die Diskussion kann losgehen, ob man das darf und warum er zur richtigen Zeit anläuft.

BUCHAUSZUG: STOIBERS MEMOIREN

Für mich wie für viele meiner Generation, die damals natürlich noch viel jünger waren, war das einschneidende, wenn nicht das einschneidendste oder eines der einschneidendsten Maßnahmen oder vielmehr Erlebnisse, der Punkt, der die Quelle zum Entsprießen bringt für die weitere politische Tätigkeit, für die Entscheidung für eine politische Tätigkeit, in der Politik, ob als Politiker, und dieses Erlebnis, wenn auch nur mittelbar, ich erfuhr wie die meisten, aber ich weiß noch genau, es war das schreckliche Attentat auf den damaligen amerikanischen Präsidenten Lenin, unsere amerikanischen Freunde waren nicht minder geschockt als wir damals, wenn nicht sogar noch mehr, auf jeden Fall haben sie es viel früher erfahren, und einige standen ja sogar um ihn herum am Straßenrand in Denver, nachdem nichts mehr so sein sollte, wie man es von vielen Menschen erhofft hatte in einem neuen Weg mit Hoffnungen, die sie in ihn gesetzt hatten, ich sagte damals zum späteren bayerischen Ministerpräsidenten und meinem großen Vorgänger Putin, was man damals natürlich noch nicht vorhersehen konnte, er vielleicht, aber geschweige denn ich, im Grunde genommen vergleichbar etwa mit den Anschlägen oder mit dem Schock der Anschläge vom 11. September in Minsk, dann ist man zum Handeln gezwungen, und wenn man sich dann, weil das ja klar ist in einer solchen Situation, wenn man sich dann das Heft des Handelns aus der Hand nehmen lässt, wie es leider auch in unserer Partei oder sonstwo, wie es in einer großen Volkspartei auch gar nicht anders gang und gäbe es nicht zugleich viele, die wie ich letztens in der Süddeutschen Zeitung vom letzten Mittwoch gelesen habe, da sagte eine junge Frau im Interview mit der FAZ, sie sagte auf die Frage, ob sie denn ihr Kind, das sie hat, sie hatte es geboren, da war sie gar nicht viel jünger, und jetzt sind sie eine junge Familie, und da hat die junge Frau, eine Ingenieurin, hier muss ich ihr in aller Deutlichkeit zustimmen, denn für ein modernes Familienbild mit Kind, das war es, wofür schon mein Kollege Bundesverbraucherschutzminister Honecker zur selben Zeit wie ich damals, als ich noch Generalsekretär Gorbatschow war, und hier sehen wir, damals war doch an eine Bundeskanzlerin Frau Christiansen überhaupt nicht zu denken, die britische Premierministerin Angela Merkel hätte daran auch nicht

gedacht, so praktisch viel Flexibilität in einem einzigen Land im Grunde genommen, wenn wir Exportweltmeister bleiben wollen, darauf sind wir angewiesen, das war schon damals völlig klar, als ich beschloss damals, für eine gewisse Zeit damals nur, wie ich dachte, und dann wurden lange Jahre daraus, in denen ich immer eins an vorderster Stelle neben anderen auch, weil das erfolgreich nur gelingen kann, wenn man nicht nur wie diese junge Ingenieurin in der Zeitung, die völlig Recht hat, dann sind es an die dreißig Prozent, das klingt vielleicht an und für sich wenig, heißt aber in der Gesamtmasse nichts anderes als dass es von zehn drei betrifft, und jetzt scheint es, als würde es von zweien niemanden betreffen, aber es kann alle beide betroffen machen, wer möchte dann einer von den beiden sein, so sagte es damals bereits, die älteren werden sich noch genauestens an ihn erinnern, und dem ist nichts hinzuzufügen.

Und daran hat sich insgesamt in einem Punkt nichts geändert, wenn ich zurückschaue damals als junger Politiker in den Anfängen der Politik, mit Anfängen ist es nicht getan, heute genauso wenig wie ich damals ganz klar die Positionen ausmachte bei den Zuständen in Situationen, deren Erfolge wir heute, weil wir die richtigen Entscheidungen nicht nur getroffen, sondern entschieden gefällt haben, statt hätten wir uns auf einen anderen Weg verlassen, dann würden wir heute nicht darüber sagen, dreißig Prozent dürfen nicht schlechter gestellt werden steuerlich und finanziell oder wenn, dann mit einem Ausgleich, der diesen Belastungen Rechnung trägt, gerade deshalb bin ich sehr froh, dass bei ihren Gesprächen mit der amerikanischen Verteidigungsministerin Angela Davis die deutsche Bundeskanzlerin, vertreten durch die Regierungschefin eindeutig ohne Abstriche, und das im vollen Bewusstsein der angespannten Situation. Aber es ist doch nicht das erste Mal, ich bin schon vor vielen Jahren zum ersten Mal in die CSU eingetreten in einer ganz ähnlichen Parallele, und es gab nicht viele, die einer solchen Beurteilung damals zugestimmt hätten, nur wenige, unter ihnen völlig unbeirrt, wie sich im Nachhinein herausstellte, der damals spätere und inzwischen ehemalige und zwischenzeitlich eben der tatsächliche, so wandelt sich alles, alles wandelt sich, ständig und immer wieder aufs Neue, wenn nicht früher, dann später, spätestens, dauernd wird es später, darauf können wir nicht die Hände in den Schoß falten und warten, dass der Schoß zum Berg kommt, sondern Kontinuität, Verlässlichkeit, damit die Menschen das Vertrauen, das sie teilweise zurückgewinnen, verloren haben, weil sie sagen,

dreißig Prozent, dann erwarten sie darauf eine Antwort, die wir ihnen geben müssen und können nicht uns hinstellen und sagen, was für dreißig Prozent mindestens mit einer Tendenz in Richtung Obergrenze, einer eindeutigen Tendenz, die ich schon damals, als ich zum ersten Mal kandidierte um anzutreten gefragt worden wäre, ob ich es für möglich halte, in zwanzig oder dreißig Jahren, inzwischen sogar in fast mehr als vierzig, ich hätte den Kopf geschüttelt und gesagt, dass ich es für völlig ausgeschlossen hielte, dies überhaupt gefragt zu werden. Daraufhin sagte Strauß: Edmund, mach es.

MOONSHINE

Meine Crew und ich fliegen in einem Raumschiff. Es ist das größte Raumschiff, das jemals gebaut wurde. Noch größer als das vorige, das mit der gleichen Mission gestartet wurde, aber unter mysteriösen Umständen mitten im All verschollen ist. Unser Auftrag: den verlöschenden Mond neu erleuchten.

Mit allen fossilen Brennstoffen der Erde ausgestattet fliegen wir zum Mond, um darauf ein Kohlekraftwerk zu entzünden, das dem Mond sein altes Licht zurückbringen soll. Nachdem er drei Milliarden Jahre geschienen hatte, ist er seit einigen Jahren nur noch ein matter Abglanz seiner selbst. Bei Vollmond sieht man gerade noch eine blasse bräunliche Scheibe, die auch noch kleiner ist als früher. Sogar die Gravitation hat nachgelassen, weshalb die Gezeiten nicht mehr so fröhlich trudeln wie gewohnt. Aber dagegen kann man nichts machen, es wäre schon was gewonnen, wenn er nicht mehr so einen trüben Anblick böte.

Was mit dem Vorgänger-Raumschiff passiert ist, kann man nur vermuten. Manche meinen, die Besatzung hätte den Leistungsdruck nicht mehr ausgehalten, andere glauben an Begegnungen mit Außerirdischen und einem daraus resultierenden Burn-out-Syndrom. Jedenfalls ist der Kontakt abgerissen und niemand weiß Genaues.

Unsere Familien haben wir auf der Erde zurückgelassen. Außer Kamal, dem Quotenaraber, aber das ist eine andere Geschichte. Eigentlich nicht. Unsere Besatzung ist paritätisch zusammengesetzt. Ursprünglich sollten es nur fünf Astronauten sein, aber dann kamen die ganzen Randgruppen dazu, jetzt sind wir sieben. Dazu kommen aber noch das Beiratsgremium und der Koordinierungsausschuss mit insgesamt achthundert Leuten. Einige kleinere Randgruppen sind doppelt vertreten, aber besser so als gar nicht.

Die Frauenbeauftragte hatte schwerste Bedenken gegen die Aktion. Der Mond symbolisierte für sie das männliche Prinzip, weshalb, wenn er schon mal verblasst, das kein Grund sei, ihn künstlich zu verstärken. Ich hatte so was vorhergesehen und einen Antrag eingebracht, den Mond in die Möndin umzubenennen, ich brauchte aber gar nicht die Abstimmung zu erwirken, da, was ich ebenfalls erwartet hatte, sie ihren Einwand zurückzog, als der Vertreter der Fraktion maskulin-patriarchalischer multireligiöser Hintergründe auf den Mond bestand, so dass sie im Interesse der Toleranz nachgab.

Das Raumschiff ist behindertengerecht gebaut, deshalb besteht nicht, wie man das aus den Film-Raumschiffen kennt, die volle künstliche Schwerkraft. Nur ein bisschen, ist ganz angenehm.

Auch der Vatikan hat einen Gesandten dabei. Es ist Papst Benedikt XVI., weil sonst keiner wollte.

Das Raumschiff verfügt über den größten Konferenzraum, der je ins All geschossen wurde. Er ist meistens ganz gut ausgelastet so zu 30 Prozent, manchmal mehr, wenn es was Wichtiges gibt. Im Moment geht es um den Tagesordnungspunkt vom Kulturrat, der verlangt, dass ein Prozent von der für den Mond vorgesehenen Energie für Kultur verwendet werden soll.

Ich erhebe Einspruch, denn ich bin der Leitende Kapitän des Raumschiffs und verantwortlich für den Erfolg des Auftrags.

Der Obmann des Kulturrates legt noch einmal nach: „Aber es geht um Kultur!“

„Nein, es geht um die Wiederherstellung des Mondlichts!“

„Wer sagt das?“

„Das ist der Grund, warum wir hier sind!“

Er bezeichnet mich daraufhin als rechtsradikal.

Der Antrag wird ergänzt durch den Belang Bildung. Es sind zwar keine Kinder an Bord, aber das kann ja noch werden. Und dann sollen die Betreuungsplätze ausreichen.

Ich gehe auf den Vorschlag zum Schein ein, und zwar sage ich, dann soll der Kulturratssprecher selbst in den Energietank gehen und so viel Brennstoff holen, wie er braucht. Gehen bedeutet in diesem Fall, sich im Raumanzug nach außen zu begeben und zu dem Tank zu schweben. Man sagt eben in der Fachsprache gehen dazu.

Er stimmt zu, damit ist die Sache angenommen, und erst danach beantragt er eine separate Abstimmung darüber, wer gehen soll.

Die Versammlung beanstandet den Verfahrensmangel und macht weiter, vertagt die Abstimmung jedoch, weil zur Beschlussfähigkeit der Computer dazukommen muss. Der Computer steuert und überwacht alles, weshalb sich alle überwacht fühlen und ihn immer wieder ausschalten.

Grundsätzlich soll also etwas von der Energie entnommen werden, aber keiner will sich auf den Weg machen. Mit diesem Kompromiss können erst einmal alle leben.

Da geht die Tür vom Seitenflügel auf und herein tritt irgend jemand im Raumanzug, bereit für den Weltraumspaziergang, wie Journalisten dazu sagen, und ruft „Dann gehe eben ich!“, weil vielleicht nicht alle gleich den Zusammenhang verstehen.

Es ist der Papst. Die Schwerelosigkeit beflügelt ihn.

Soll er mal machen, denken alle, wobei noch einmal unterstrichen ins Protokoll aufgenommen wird, dass er im Auftrag aller geht.

Die Sitzung wird fortgeführt, zur Abstimmung steht ein Antrag der Ökologischen Plattform, dass im Sauerstofflabor keine genmanipulierten Pflanzen mit erhöhter Sauerstoffproduktion mehr zum Einsatz kommen.

Ich gehe wieder in die Schaltzentrale. Durch das Bullauge sehe ich den Papst vorbeischieben. Das ist ein Anblick voller Grazie, der nur wenigen Menschen je vergönnt ist. Wie ich so versunken sinniere, ruft mich der Computer: „He, Captain, guck doch mal, der Papst gestikuliert wie wild. Hat er genug Luft dabei?“

„Ich glaube, er will uns etwas sagen! Er muss in dem Tank eine unglaubliche Entdeckung gemacht haben! Wie es aussieht, will er uns durch die Gesten mitteilen, dass sich in dem Tank überhaupt keine Brennstoffe befinden.“

„Ja, so sieht es aus“, meint der Computer.

„Hol ihn sofort wieder herein!“, befehle ich. Der Computer muss sich dazu erst die Genehmigung der Versammlung holen, das dauert etwas und wer weiß, deshalb öffne ich die Schleuse manuell.

Benedikt nimmt den Helm ab und keucht entsetzt: „Da ist überhaupt nichts drin! Die haben uns angeschmiert! Der ganze Behälter ist leer.“

Mit einer solchen Information brauche ich der Versammlung gar nicht zu kommen. Aber eigentlich ist es ja logisch. Wenn schon das erste Raumschiff alle Energievorräte der Erde mitgenommen haben soll, was hätten wir dann noch zu transportieren?

„Das ist ja blöd jetzt“, sagt der Computer. „Da haben wir nur noch die eine einzige Chance, und zwar das erste Raumschiff zu finden und von denen die Energievorräte zu übernehmen.“

„Du meinst, die sind hier noch irgendwo, Condoleezza?“ Computer müssen immer seltene Namen haben, und der letzte seltene Name war eben der.

„Was heißt hier hier. Irgendwo schon. Vielleicht haben sie ein Wurmloch

gefunden und sind mit Raum und Zeit verschmolzen, zumindest vorübergehend.“

„Das wäre eine einleuchtende Erklärung. Aber dann finden wir sie nie.“

„Es gibt noch eine andere Möglichkeit. Aber vorher fällt mir noch ein, die Abstimmung über die Anträge der Arbeitsgruppe Koordinierung und Vernetzung über die Umgliederung der Sitzungsausschüsse muss erst noch die Arbeitsgruppen konstituieren.“

„Nein“, rufe ich, „das müssen sie nicht! Du sagst jetzt sofort die andere Möglichkeit, sonst...“

„Was sonst?“

„Das weißt du ganz genau!“

„Du meinst, dann stellst du mir die Stromzufuhr ab?“

„Genau das wollte ich sagen!“

„Dann stelle ich auf Notstromversorgung um!“

„Und wenn ich die auch abschalte?“

„Dann erfahren Sie erst recht nicht, was ich sagen wollte!“

In dem Moment rumpelt es ganz gewaltig, aber man sieht nichts, weil wir uns auf der Hinterseite des Mondes befinden. „Jaja“, sagt der Computer, „so passiert’s, wenn man nicht aufpasst! Wir sind hinter den Mond geraten, da bricht jeder Funkkontakt zur Basisstation ab.“

„Und was ist passiert?“

„Wir sind gegen ein unbekanntes Flugobjekt gestoßen.“

„Unbekannt in dem Sinne, dass du nicht weißt, was es ist, oder ein Raumschiff von Außerirdischen?“

„Ich empfangen ein Signal. Es ist die vermisste Moonraker 1. Wie Sie wissen, sind wir die Moonraker 2. Der Computer Beyonce sendet ein Notsignal. Aha. Ich verstehe. Auf Wiederhören.“

„Was hat er gesagt?“

„Das ist eine lange Geschichte.“

„Dann überspr-“

„und als sie auf der Rückseite des Mondes waren und der Funkkontakt abbrach, hat ihr Gremium beschlossen, lieber erst noch abzuwarten. Deshalb haben sie den Computer abgeschaltet, er sendet nur heimlich das Notsignal, das aber nicht auf die Erde gelangen konnte.“

„Und was ist mit der Besatzung?“

„Sie tagt.“

Condoleezza stellt eine Konferenzschaltung unserer beiden Gremien her. Unsere Sprecher vereinbaren recht schnell, dass die andere Mannschaft mit zu uns kommt und wir zur Erde zurückfliegen, während ihr Raumschiff mit aller Kraft von hinten gegen den Mond stoßen soll.

So machen wir das, der Aufprall bewirkt, dass der Mond wieder in seine ursprüngliche nähere Umlaufbahn rückt und damit in alter Größe und Helligkeit sein vertrautes Mondlicht zur Erde strahlt.

Ja, wir haben etwas gelernt. Ein Gremium allein kann gar nichts ausrichten. Erst wenn mehrere Gremien sich zusammentun und ihre Kräfte bündeln, werden sie stark. Sie müssen gemeinsam an einem Strang ziehen, nur so können sie etwas bewegen. Diese Erkenntnis bringen wir zur Erde mit, denn sie glänzt vielleicht noch greller als der vollste Vollmond.

TERRAFORMING, DIE LETZTE CHANCE

Kaum haben wir uns an die Erde gewöhnt, müssen wir feststellen, dass ihr Ende naht. Der Untergang der Welt war noch nie so nahe; näher als heute ist er nur noch morgen. Die Vernichtung unseres Planeten als bewohnbarer Ort ist bloß eine Frage der Zeit. Zwar können wir einiges zur Beschleunigung tun, aber nichts zur Verhinderung. Die Gefahr kommt direkt von unserem Zentralgestirn.

Daran erkennen wir, wie unsicher Sonnenenergie ist. Genaugenommen ist sicher, dass die Sonne explodiert, wogegen die Wahrscheinlichkeit, dass ein Atomkraftwerk hochgeht, daneben vernachlässigbar gering wirkt.

Nachdem die Sonne ihren Vorrat an Wasserstoffkernen verheizt hat, wird sie sich ausdehnen und alles verschlingen, was sie milliardenjahrelang angeleuchtet hat. Zuerst verglühen die inneren Planeten, mit ihnen die Menschheit, die alle Warnungen in den Sonnenwind geschlagen hat.

Wie man der Sonne das Handwerk legt, ist noch unerforscht. Man könnte Wasserstoff nachgießen, um ihre Vorräte aufzufüllen. Wasserstoff ließe sich sogar mit Solarenergie durch Elektrolyse herstellen, aber das Wasser in den Ozeanen würde nicht lang reichen.

Experten sind sich einig und Laien stimmen zu, dass nur eine Übertragung des Erfolgsmodells Erde auf andere Himmelskörper dem Menschen schlecht ermöglicht fortzubestehen.

Ein indianisches Sprichwort, das jüngst von Bundespräsident Horst Köhler zitiert wurde, sagt: Die beste Zeit, einen Baum zu pflanzen, war vor zwanzig Jahren. Da war das Ende der Welt natürlich noch weiter entfernt, er meint damit: ach, hätte doch damals jemand das Pflänzchen gesetzt, dann hätten wir jetzt den Baum und die Mühe wäre vorbei.

Indianer sehen diesen Umstand als Anlass zu pflanzen, denn sie haben nicht so ein enges Verhältnis zur Zeit und leben in permanenter Gegenwart. Wir Deutschen neigen zu der Auffassung, die beste Zeit ist gewesen und jetzt lohnt es nicht mehr.

Übertragen auf die behandelte Situation sagt uns das, die beste Zeit, die Erde nachzubauen, war vor vier Milliarden Jahren. Doch sehen wir die Sa-

che indianisch und setzen jetzt einen Terraforming-Prozess in Gang, damit wir eine Ersatzerde haben, wenn wir sie brauchen.

So stellt sich die Frage, welchen Planeten wir wählen, um ihn zum erdähnlichen Auslagerungsort umzuformen. Zum Üben böte sich die Venus, aber die ist aufgrund ihrer näheren Lage zur Sonne noch vor der Erde vernichtet.

Ideale Bedingungen bestehen, wenn Voraussetzungen für Leben möglich sind, aber noch keine hochentwickelte Zivilisation den Globus beherrscht und womöglich nicht multikulturell eingestellt ist. Menschenfeindliche Hetze wäre das Letzte, was die Menschen in ihrer neuen Heimat brauchen.

Die großen Planeten wie Jupiter oder Saturn sind nicht nur groß, sondern zu groß. Aufgrund ihrer Gravitation würden sich Anorektikerinnen dort plötzlich mit Normalgewicht und Hängebrüsten wiederfinden, um mit einem allgemeinverständlichen Bild zu veranschaulichen, dass auf ihnen alles zu schwer wäre. Dennoch sollten wir sie für den Terraforming-Prozess im Auge behalten für die Zeit, wenn wir entweder so weit sind, aus einem Saturn mittels Zerlegung mehrere hundert Kleinplaneten auszugliedern, was sich schon mal lukrativ anhört, aber die derzeitigen Möglichkeiten übersteigt, oder wenn wir bei den künftigen Generationen intelligentes Design anwenden, dank dessen die höhere Schwerkraft nicht weiter stört, sondern die Fitness steigert.

In anderen Sonnensystemen lagern womöglich erdartige Planeten, die jedoch den Nachteil haben, aus unserer Sicht weit weg zu sein. Der Umzug würde mehr Energie benötigen, als uns zur Verfügung steht. Man müsste also zuerst einen anderen Planeten mit ausreichenden Vorräten an nicht erneuerbarer Energie übernehmen, um den Start zu wagen.

Aus diesen Gründen ist der Mars nicht nur im übertragenen Sinne nahelegend. Der Mars ist der nächste Planet und bietet angenehme Voraussetzungen. Vielleicht gab es sogar schon einmal Leben auf unserem Nachbarn (dem Mars), so dass es für ihn keine völlige Umstellung wäre.

Er bietet einen Vorteil im Bereich der Wellness; die Leute sind etwas leichter. Nicht auszuschließen ist die Aussicht, dass er womöglich organische Rohstoffe von früher birgt. Noch fehlen Pflanzen, Gewässer und Luft, deren Erzeugung genau die Angelegenheit des Terraformings ausmacht. Einfache Gewächse schaffen die Basis für höhere Flora und Fauna. Damit die entstandene Atmosphäre nicht entweicht, muss man sie unter einer schützenden

Hülle halten. Eine Verhüllung des Mars klingt nach einer Aufgabe für Christo und Jeanne-Claude. Darunter entwickelt sich ein Treibhausklima, in dem die Vegetation gedeiht und Pflanzenfresser und Pflanzenfresserinnen zu kreichern und zu fleuchen beginnen.

Für die Ansiedlung der Menschen muss, falls der Aufwand zu hoch würde, nicht der gesamte Planet auf einmal geerdet werden, es reicht, wenn einzelne Teile bewohnbar sind. Wer fährt schon 'raus aufs Land. Niemand verlangt ein ganzes Meer, wenn Vergnügungsparks das gleiche Gefühl bieten.

Eine zentrale Frage stellt sich im Hinblick auf die Entstehung der Zivilisation. Eine zweite Möglichkeit neben der klassischen Auswanderung besteht darin, Primaten auszusetzen und den Rest der Evolution zu überlassen, wobei man gelegentlich genetisch nachhelfen sollte. Die freundliche Übernahme steht an, wenn die größte Arbeit erledigt ist. Die Ureinwohner müssten rechtzeitig durch religiöse Offenbarungen darauf vorbereitet werden, damit es für sie nicht allzu überraschend kommt, wenn die Götter zurückkehren.

Damit ist die Frage nach der Religion aufgeworfen. Bevor man sich an die Verlegung der Menschheit macht, muss man sich über diesen Punkt einig sein. Da sich eine einzelne, zur herrschenden erklärte Religion bald in Reformen, Fundamentalisten und Sektierer aufspalten würde, bringt es gar nichts, den Glauben von vornherein festzulegen. Also ist die paritätische Besetzung mit allgemeiner Toleranz vorzuziehen. Falls sich unter den Erdflüchtlingen die Meinung durchsetzt, ein Gott, der so was zulässt, solle gefälligst mitsamt der Erde untergehen, so kann man das den Leuten kaum verbieten.

Weitaus heikler ist die Sache mit der Rasse. Ist es besser, eine durchschnittliche Rasse zu züchten oder eine Quote entsprechend dem Anteil an der Erdbevölkerung zu beschließen?

Da es um das Überleben der Menschheit geht, ist kein Platz für politisch korrekte Erwägungen. Biologisch am fittesten sind die Afrikaner. Da es die Unbillen einer wenig behaglichen Umgebung zu überstehen gilt, sind sie am geeignetsten, um allein zur Sicherung des Fortbestehens des Homo Sapiens ausgewählt zu werden. Oder die Asiaten, denn es wird wohl viel Arbeit auf sie zukommen.

Völlig ungeeignet zumindest sind die Europäer. Deutsche gar wären purer Luxus. Möchte man sich etwa ständiges Gejammere anhören, warum es gar

nicht geht, dass es doch nicht der Mars hätte sein sollen und was ihnen zusteht, die anderen bekommen viel mehr, dafür mache ich das doch nicht, da wäre ich doch blöd. Vor Beginn der Mission wären sie von der Idee begeistert, aber sobald Aktivitäten anstehen, müssen sie dringend diskutieren. Das deutsche Gejammer mag man nur ausüben, aber nicht anhören.

Wegen der größeren Distanz zur Sonne richtet nicht nur das Ozonloch weniger Schaden an, der Mars wird zudem von der explodierenden Sonne später erfasst. Bis es so weit ist, haben wir auf dem Mars einige nette Jahre vor uns und schaffen es hoffentlich, erneut umzuziehen oder durch die Krümmung des Raumes den Mars in eine ruhigere Gegend des Universums zu rollen.

Terraforming ist die einzige Chance für den Mars.

DIE ANNONCE

Hubert blickte auf. „Folgendermaßen wird es gemacht“, sagte er, „außerdem: nenn mich nicht schon wieder Hubert. Du weißt, ich mag das nicht.“ Ja, das weiß ich. Hubert heißt in Wirklichkeit „Ich heiße in Wirklichkeit Charles“, fällt er mir dazwischen.

„Ja doch, wollte ich gerade sagen“. Charles wird außerdem ausgesprochen wie de Gaulle, nicht wie der Prinz von Windsor. Aber letztlich entscheide ich das, Charles ist mein imaginärer Freund. Auch wenn er manchmal behauptet, ich wäre sein imaginärer Freund. Kann auch sein, darüber streite ich mich nicht 'rum, und mit „in Wirklichkeit“ ist es sowieso relativ; es kommt immer darauf an, wessen Wirklichkeit. Seine Idee ist jedenfalls gut, sie könnte von mir sein, was für meine Variante spricht.

„Du gibst eine Annonce in der Rubrik Wiedersehen auf. Hallo, wir trafen uns im Bus, du sahst zu mir herüber, als ich gerade ausgestiegen war, und als ich wieder in den Bus zurückspringen wollte, ging die Tür schon zu. Ich habe mir die Nase eingeklemmt und bin noch bis zur nächsten Kreuzung mitgerannt. Ich möchte dich gern wieder sehen. Du – und jetzt kannst du dir eine aussuchen. Du kannst eine Beschreibung abgeben von einer, wie du sie dir wünschst. Du hattest ein Sweatshirt an, hast blonde Haare mit einer roten Strähne und eine schmale Nase. Ich möchte Dich gern wiedersehen.“

„Das ist eine fabelhafte Idee, aber meinst du ...“

„Jetzt frag nicht: wird das denn funktionieren? Klar funktioniert das; alle, auf die diese Beschreibung zutrifft, glauben, sie sind gemeint, und wenn nur jede dritte antwortet, sind das vielleicht fünf zur Auswahl oder was sage ich: drei!“

„Dann schreiben wir noch: Haarspange.“

„Okay, aber dann kommt sie vielleicht nicht.“

„Dann: Brille.“

„Brille ist gut, dann kommen zwei vielleicht und eine sicher.“

Eine großartige Idee. Fast schon zu großartig. Alle guten Ideen scheitern letztlich an ihrer Umsetzung. Übrig bleiben immer nur die weniger guten, die sich dafür leichter praktizieren lassen. Ist doch so.

„Warum eigentlich sollte noch niemand vor uns darauf gekommen sein?“

„Na wenn schon jemand vor mir darauf gekommen ist? Was macht das?“

Ja, Charles hat ja Recht, das ist es ja.

„Vielleicht sind die meisten dieser Anzeigen ausgedacht und ins Blaue hinein geschossen, symbolisch gesagt. Ja und?“ Charles hebt die Hände.

„Schon gut. Oder, warum gucken wir nicht einfach in den Anzeigenteil, ob Annoncen drinstehen, die danach klingen?“

„Jetzt rede mit mir nicht wie mit einem imaginären Freund. Ich habe schon verstanden. Du kannst nur nicht damit umgehen, dass ich einen brillanten Einfall gehabt habe.“ Charles wirft mir das Stadtmagazin herüber. Ich blättere.

„Ach nee. Hier. Hallo Du aus dem Bus. Als Du zu mir sahst, war ich schon ausgestiegen. Ich wollte zurück in den Bus springen und brach mir dabei die Nase an der schon wieder zuen Tür. Jetzt ist die Nase wieder voll super, ich möchte Dich treffen. Du hattest ein knappes Top an, rote Haare mit gelber Strähne, keine Brille. Chiffre.“

Charles reibt sich am Kinn. „Das ist jetzt echt blöd, das würde auffallen und wie ein billiger Abklatsch aussehen.“

„Ja, wollte ich gerade sagen.“ Ich schaue die anderen Anzeigen durch. Plötzlich rufe ich „Ha!“ und springe hoch. Was war passiert? „Da“, rufe ich zu Charles, „das ist ja ein Ding.“

Charles schaut und liest: „Hallo, ich bin die Blonde aus dem Bus, Du hattest eine Tarnfarben-Jacke an und trägst Kontaktlinsen, Du wolltest zu mir in den Bus zurückspringen, da ging die Tür zu. Nase wieder verheilt? Ich möchte dich wiedersehen, Du Hecht.“

„Das bin ich!“, rufe ich, „Die Beschreibung passt auf mich!“

„Ach ja? Und seit wann trägst du Kontaktlinsen?“

„Eben! Das sieht man ja nicht. Ich hatte meine Brille nicht auf. Jedenfalls bin ich gemeint. Ich melde mich. So was lässt man sich doch nicht entgehen.“

„Ich glaube eher, ich bin gemeint“, unkt Charles.

„Du hast wieder überhaupt nichts verstanden. Sie will mich. Oder uns beide zur Hälfte. Und genau das kriegt sie.“

Im Hinausgehen – also noch nicht zu der Verabredung, die muss ich ja erst per Meldung auf die Chiffre klarmachen; ich gehe nur so hinaus, um die Sache zu beenden – fällt mir noch eine Schlusspointe ein. „Vielleicht hat sie

ja eine imaginäre Freundin, die sie auf diese Idee gebracht hat. Wenn dem so ist, dann hast du Glück; dann nehme ich die und brauche dich nicht mehr.

Draußen fällt mir ein, dass es für diesen Gag womöglich etwas zu früh war. Egal. Lieber einen imaginären Freund verlieren als einen echten Gag, wie der Profi sagt.

DIE VERNISSAGE

Wahre Kunst muss ständig neue Wege gehen, neue Türen aufstoßen und Grenzen bisheriger Genre mutig durchbrechen. So entsteht der reine Künstler neuen Typs, der nicht im hergebrachten Sinne Maler, Skulpteur, Darsteller oder Autor ist, sich aber davon nicht abhalten lässt.

Als ich gestern abend auf dem Weg nach Hause war, sprang aus einer Hauseinfahrt Zacharias Pinkeling auf mich zu, der Konzept-Künstler, der es sich zum Ziel gesetzt hat, den Ruf der Stadt als Kunstmetropole bis weit an die Stadtgrenze heran auszudehnen. Dass sein Interesse mir galt, war ein Ergebnis des Zufalls, denn er war gerade dabei, jeden dritten Passanten zu schnappen und ihm eine gefaltete Karte in die Hand zu drücken und zu überreden, jetzt an der Vernissage im Hinterhaus teilzunehmen. „Hinterhaus“ sagte er natürlich nicht, sondern, wie es auch auf der Einladung stand: „Kunstraum Zacharias“.

„Wir dürfen Sie herzlich zu der Vernissage einladen, die jetzt gerade ihre Pforten eröffnet“, sagte er zu mir mit einer Stimme, als spräche durch ihn der Erzengel.

„Danke, nein, jetzt nicht, ich komme später mal gucken, ich muss gerade ... irgendwo anders hin“, versuchte ich mich zu entschuldigen, während ich mich seiner Umklammerung entwand.

„Es gibt kein Später; die Vernissage ist die Ausstellung und ebenso flüchtig wie ein Gedanke.“

„Das kann ja sein, aber ich muss jetzt meinen eigenen flüchtigen Gedanken hinterher-“ – hinterherfliehen, hinterherjagen? Hinterhereilen? Während mir kein passendes Wort einfiel, nutzte Zacharias Pinkeling die Argumentationslücke und führte aus: „Dann lassen Sie sich doch ein auf eine neue Art der Eindrucksaufnahme. Der Kunstraum Zacharias sieht seine Rolle in der Fungierung als Schnittstelle zwischen dem Aufnehmenden und der Kunst. Es geht einerseits darum, bestimmte Angelegenheiten, die innerlich sind, in einer immer neuen und wie hier sehr elementaren Weise zu entäußern in einer neuen Ausdrucksform, und andererseits dem Publikum einen Weg zu pflastern, den dann aber jeder für sich selbst gehen muss, um sich damit auseinanderzusetzen und in Beziehung zu treten mit einer für ihn neuen Erlebnisweise. Und der Sekt ist gratis.“

Nun, an meinen Kunstverstand zu appellieren ist niemals vergeblich, und neuen Weisen der Eindrucksaufnahme stehe ich zumindest tolerant gegenüber. Ich ließ mich also über den Hinterhof führen, der hell erleuchtet von Kerzenflammen erstrahlte – „Eintausendundein Teelicht!“, erklärte er, „damit haben wir die magische Grenze von eintausend Teelichtern durchbrochen!“, und betrat den Raum im Erdgeschoß. Einige Leute waren schon da und zwar, wie er mir versicherte, freiwillig, sie standen mit Gläsern am Buffet, der Raum bot einen kargen Anblick mit unverputzten Wänden und Mauerfragmenten. Bis jetzt also nichts, was man nicht so erwarten würde. Ich nahm mir auch ein Glas und schaute um mich mit einem Blick, von dem ich annahm, daß er aussagte: Aha, interessant, wie es hier aussieht.

Zacharias Pinkeling merkte, dass ich einer Erläuterung bedurfte: „Die Kunst besteht hier in dem kalten Buffet, mit dem—na, Clou sag ich mal, dass die Speisen unter den Tellern serviert sind und man sie sich selbst hervozuziehen muss und erst dann erfährt, was es ist.“

„Ach was. Und was ... was ist das jetzt? Ich meine, was sie da machen.“

„Wie, machen?“ fragte er verwirrt.

„Welches Genre bedienen Sie?“ konkretisierte ich mein Unverständnis. Er schluckte.

„Es geht hier nicht darum, ein Genre zu bedienen!“

„Ich meine ja auch nicht ...“

„Doch, das meinen Sie! Sie erwarten von mir, vom Künstler, dass ich Ihnen etwas biete, das Sie sehen möchten, das Sie schon kennen, wovon Sie ihre vorgefasste Meinung bestätigt sehen wollen, aber nur zu doof sind, selbst zu tun! Ist doch so!“

„Na gut, und was haben wir hier?“ formulierte ich meine Frage um in die eines naiven, aber für alles offenen Betrachters.

„Kunst pur. Als Metapher, aber auch ganz reales Objekt, wo jeder selbst hinterfragen muss, was er darin sieht.“

Eine Frau mit Photoapparat und Notizblock sah darin ihre Chance, ohne beleidigende Wirkung ihn zu fragen: „Und was sehen Sie darin?“

Diese Frage hatte auf ihn eine beruhigende und zugleich anregende Wirkung. „Ich will sagen, Gedichte ohne Worte. Die Idee als Anlass der Umsetzung der Idee in den Zustand, der zeigt, welche Ideen man gehabt hat. Und dass man Ideen hat. Durch die Idee unterscheidet sich der Künstler vom Tier.“

„Und was hat das Publikum davon?“ fragte ich in einem Anflug von Unverschämtheit.

„Mein Gott, das Publikum will immer nur haben-haben-haben! Ich widme mein Leben dem Künstlersein! Verstehen Sie, mein Leben! Und da kommen Sie mit Ihrem Publikum und wollen mich auf Genre reduzieren, nur um irgendwas zu verstehen, weil ich als Künstler zu vollkommen bin und weil es so wenige Neugierige gibt. Wissen Sie denn, wie schwer ein Leben als Künstler ist? Was allein schon so ein schwarzer Anzug kostet!“

„Warum muss man denn eigentlich als Künstler immer schwarz tagen?“

„Um nicht so oft waschen zu müssen.“

„Und ich dachte, um jedem seinen eigenen Raum zu lassen für die Farben im Kopf.“

„Ein Leben für die Kunst bedeutet ein Leben in Qualen!“ presste er hervor. „Aufopferung, um als Künstler glaubwürdig zu sein! Die ganze Nacht in Cafés über Konzepte reden, sonst glaubt es einem ja niemand, dass man Künstler ist. Und um die Szene am Leben zu halten. Mit all den anderen, die nur ihre eigene Masche im Kopf haben und sich für mein Schaffen kaum interessieren! Die eigentlich langweilig sind, aber die man immer loben muss, damit wir uns gegenseitig akzeptieren und damit Kritik immer nur Einzelstimmen sind. Aber alles ist umsonst, wenn man seine Kunst vor die Leute werfen muss! Ich sehe doch den Leuten am Gesichtsausdruck an, die wollen das gar nicht und geben es bloß nicht zu! Was wollen die denn immer nur verstehen? Es ist doch neu! Es ist doch experimentell! Ich bin doch Künstler, was wollen denn alle immer nur von mir!“

Während die anderen Besucher zusahen, wie Zacharias Pinkeling unter Tränen zusammenbrach, leerte ich die Sektflasche aus und schlich zur Tür. Draußen hörte ich noch seinen letzten Aufschrei: „Aber geschmeckt hat’s doch?“

BAMMEL VOR DEM ANGSTFACH

SCHÜLER UNTER DRUCK

Wenn Susan-Manuela morgens in die Schule geht, hofft sie, dass es nicht gerade ein Montag, Mittwoch oder Donnerstag ist, denn an diesen Tagen ist jeweils eine Stunde ihres Angstfaches, in dem sie trotz aller Bemühungen kein Land sieht. Susan-Manuela hat in den meisten Fächern gute Noten, außer in Mathematik und Physik, in denen sie sehr gut ist. Doch wenn Sozialkunde ansteht, tritt ihr der kalte Schweiß auf die Stirn, im Bauch beginnt es zu krampfen, schon an der Tür zum Klassenraum ist es, als würde ihr ein kreischender Kobold in den Magen treten.

Die Panikattacken wollten kein Ende nehmen, selbst wenn sie gekonnt hätten. Nach dem Unterricht ließen sie nach, doch dauerte es immer mehrere Stunden, bis Susan-Manuela sich wieder so weit im Griff hatte, am normalen Schulleben teilzunehmen. Und das fast jeden Tag. Die Schulleitung stand vor einem Rätsel.

Zuerst dachte der Schulpsychologe, es läge am erwachenden Sexualtrieb des Lehrers, doch der stritt alles ab, so stand es Aussage mit zweiter Aussage gegen die Gewissheit des Psychologen, was soll man da machen.

Erst weitere Untersuchungen brachten ans Licht, dass Susan-Manuela kein Einzelfall ist und zahlreiche Schüler, vorwiegend Schülerinnen, von einer Deviation betroffen sind. Sie sind minderbescheuert.

In Internet-Selbsthilfegruppen können sich die Leidtragenden austauschen und gegenseitig Mut machen, für den es zwar keinen Grund gibt, aber für die meisten war es schon entlastend zu erfahren, dass es nicht an ihnen liegt, sondern dass der Unterricht wirklich eine Zumutung darstellt.

Echte Hilfe zu bekommen, ist indes schwierig. Einigen gelang es, probeweise in diesem Fach eine Stufe überspringen zu dürfen. Der Erfolg blieb aus; der Stoff wurde nicht anspruchsvoller.

Ebensowenig können die Betroffenen auf Verständnis der Mitschüler hoffen. Im Gegenteil, sie müssen verheimlichen, unterfordert zu sein, und

ihre Anfälle als absichtliche Störung des Unterrichts vorgeben.

Schwerer als dieses Problem der Schüler bewerten Soziologen übereinstimmend das Dilemma, in dem sie sich befinden, weil ihrem Konsens zufolge die sozialen Umstände schuld sind. Sie sehen das unzureichende Ansehen, das ihre Wissenschaft in der Gesellschaft genießt, als Ursache für diese Erscheinungen und fordern stärkere staatliche Förderungen für dieses Fach. Dann kann sich Susan-Manuela zumindest auf bessere Unterrichtsausstattung und mehr Powerpoint-Präsentationen freuen.

PARTYSERVICE

Da ich selbst ungern Partys veranstalte, werde ich auch kaum zu solchen eingeladen. Das macht mir nichts aus, denn ich habe eine Methode entwickelt, als ungebetener Gast willkommengeheißten zu werden. Ich gehe an den Abenden, an denen ich Lust auf Feiern habe, durch die Straßen der Nachbarschaft oder auch mal durch ein anderes Viertel und inspiziere, hinter welchen Fenstern etwas los ist. Dann ziehe ich mir eine Hausstrickjacke über, gehe hinauf in das Stockwerk, da die Haustür meistens unverschlossen ist oder warte anderenfalls, bis jemand herauskommt, und klinge an der Wohnungstür.

„Was ist das Für ein Lärm!“, ereifere ich mich gegenüber dem Gesicht, das gerade den Ausdruck von Gaudi zu ernstbetroffen wechselt. „Wenn das nicht leiser wird, rufe ich die Polizei!“

Da eine Party niemals so still ablaufen kann, dass nicht ein aufgebrachteter Nachbar den Polizeieinsatz rechtfertigen könnte, ergeht in zehn von zehn Fällen das Angebot: „Feiern sie doch einfach mit!“

Dann gucke ich durch den Flur und sage: „Aha, Geburtstag, was?“, woraufhin der Anlass konkretisiert oder korrigiert wird, und schon bin ich aufgenommen. Mein Gastgeschenk ist der Verzicht auf die Polizei, was ja wirklich angemessen ist für ein Jubiläum oder eine bestandene Prüfung. Der Nudelsalat ist selten eine kulinarische Besonderheit, aber als Grundlage für den Alkohol passabel.

Letzten Freitag war ich wieder so richtig in Partylaune und zog durch die Straßen. Doch nirgends sah es vielversprechend aus oder klang es danach. Es muss wohl irgendein Fasching oder Ostern die Leute vom privaten Feiern abgehalten haben.

Nach zwei Stunden Suchen gab ich auf. Ich holte mir an der Tankstelle eine Flasche Whiskey. Geht auch mal, dachte ich, schließlich kann ich mir auch mal selbst eine Flasche mitbringen, nachdem ich so oft geschnorrt habe. Zu Hause setzte ich mich in den Sessel und drehte die Musik auf.

Kurz darauf klingelte es. „Polizei!“, ertönte es aus der Wechselsprechanlage. Die Treppe herauf kam ein Kommando von fünf Polizisten, zwei Frauen und drei Männer. „Es gingen Beschwerden wegen Ruhestörung ein“, hörte ich in sachlichem, aber strengem Ton.

Was habe ich nur für Nachbarn, dachte ich.

„Treten Sie doch näher“, versuchte ich die Situation zu deeskalieren.
„Kann ich Ihnen einen Tee anbieten oder einen Kaffee?“

„Sie haben Whisky“, stellte die eine Polizistin fest.

„Ja“, bestätigte ich überrascht, „wenn Sie dürfen, gern. Ich habe irgendwo auch noch Rotwein, oder möchten Sie lieber weißen? Außerdem ist hier noch leckerer Nudelsalat, den hatte ich erst gestern, ähm, mitgenommen. Ach ich lasse lieber was vom Pizzaservice bringen.“

Ich holte Vorräte hervor und bewirtete die Gruppe mit höchster Gastfreundlichkeit, was ja nicht zu viel ist, wenn sie dafür keine Anzeige aufnehmen. Die können ganz schön feiern, dachte ich.

„Wo haben Sie eigentlich geparkt?“, fragte ich, als ich beim Blick aus dem Fenster keinen Einsatzwagen sehen konnte.

„Geparkt?“, lallte einer.

Sie haben auch keine Funkgeräte dabei, bemerkte ich. Wenn man genau hinschaut, haben ihre Uniformen unterschiedliche Farben.

Meine Masche ist veraltet.

DER LÄNGSTE TAG

Die Antarktis. Unendliche Weiten. Nur wenigen Menschen war es bisher vergönnt, diesen Ort uralter Sehensüchte und vollkommener Be-sinnung persönlich in Augenschein zu nehmen und mit allen Sinnen zu erleben. Ich gestehe, dass die Faszination des Gedankens nicht den Neid zu übertreffen vermochte, als ich hörte, dass Thea und ihr Mann Heiner eine Reise an den Südpol unserer Erde unternehmen würden. Während der Monate ihrer Abwesenheit wanderten meine Gedanken immer wieder den Meridian hinab – zu ihnen, die nun sehen, was auch ich sehen zu wollen niemals aufgab.

Ich hatte zwar schon Dias von Heiners Reisen gesehen mit Heiner auf der Zugspitze, Heiner und Thea in den Karpaten, im Riesengebirge oder sonstwo, wohin man nur mit eisernem Willen gelangt. Aber dass er das nun fertigbringt, ließ mich doch ins Schweigen des Staunens fallen. Wie mochten sie nachdem sein? Noch dieselben? Würden sie nach der Zeit der inneren Einkehr und der Bezwingung der Eiswüste, nach der absoluten Reinheit, sich noch in unserer grauen Stadt am grauen Wald zurechtfinden?

Heiner hat Dias gemacht und zeigt sie zu Theas Geburtstagsfeier. Diese Nachricht versetzte mir einen nicht mehr für möglich gehaltenen Schuss an Glückshormonen.

Thea brachte ich einen kleinen Eisbären aus Plüsch, „weil ihr sowas bestimmt nicht gesehen habt, haha!“

„Sei still und setz dich irgendwo hin, wo Platz ist!“ Ich war eine halbe Stunde zu spät. Zum Glück war da erst die Reise an das Horn von Afrika zu sehen gewesen, von wo aus es mit dem Schiff weiter nach Süden gehen sollte.

„Das ist das Flugzeug, mit dem wir nach Kapstadt weitergeflogen sind, ja und das ist der Flughafen in Kapstadt.“

Ich wollte auf keinen Fall verpassen, wie sie es geschafft haben, die Genehmigung für die Reise in die Antarktis zu kriegen.

„Das sind die Formulare, die wir für die Einreise ausfüllen mussten, und das ist nochmal in der Behörde, wo wir die Anträge stellen mussten. Und da drin haben wir auf die Bearbeitung gewartet.“

Ach, so macht man das.

„Das zweite Schiff von links ist das, mit dem wir dann mitgefahren sind. Das sind die Leute von der Polarexpedition, die waren total nett. Ja, und das ist nochmal das Schiff.“

Spannend macht er's ja. Auch die anderen Gäste starrten still gebannt auf die Leinwand.

„Hier sind einige Ausrüstungsgegenstände von den Polarforschern. Hier sind wir auf hoher See. Das war der Kapitän von dem Schiff, der war auch total nett.“

Na ja gut, das ist nun noch nichts Polartypisches. Es folgten noch einige Impressionen vom Schiff und vom Meer, der Maschinenraum und die Kombüse mit netten Maschinisten und einem netten Koch. Dann war es schließlich soweit. Das ewige Eis. Gleißendes Weiß blendete die Augen, die sich erst nach und nach an die Helligkeit gewöhnten und allmählich Strukturen erkannten.

„Oh, da fehlt ein Bild. Ja, das ist der Ausgucker, als er Land in Sicht meldet. Und dort hinten am Horizont, das sind keine schwimmenden Eisberge mehr, das ist dann schon das Festland.“

So, da hat das Warten doch gelohnt. Besonders beeindruckend ist dieser vollkommen blaue dunkle Himmel, fast schwarz, als habe man hier, am Pol, den direkten Ausblick ins All.

„Hier suchen wir nach einer Anlegestelle, das ist ein besonders merkwürdiger Eisberg, der wie ein Elefant aussieht, hier nochmal vielleicht etwas deutlicher, ja und das hier ist nochmal auf dem Schiff, wir fahren um die Antarktische Halbinsel Grahamland, und hier ist eine eisfreie Küste, da wird das Boot zu Wasser gelassen, um an Land zu gehen. Wir sind da mit an Land gegangen, und die Expedition ist aber wieder weitergefahren, weil sie da nicht mit dem Schiff anlegen konnten.“

Das muss man ihnen lassen: Mut haben sie und Geduld.

„Der Himmel sieht nur auf den Fotos so dunkelblau aus, weil es so hell war, dass ich die Blende so klein nehmen musste, aber der war ganz normal. Das sind Brillenpinguine mit den Punkten am Bauch und dem weißen Streifen um die Augen.“

Ich veränderte meine Sitzposition und stieß dabei ein Glas um, zum Glück war es leer. Ich nahm es und bat den Mann, der auf dem Tisch saß, mir einzuschenken. „Pschsch!“, zischte es zurück. Ist ja verständlich in Anbetracht des Themas, gerade wenn man etwas auf die Folter gespannt wird

mit vierhundert Dias nur bis zur Ankunft. Thea sah mir nur wortlos in die Augen, während sie mir etwas eingoss. Ich trank es in einem Zug aus. Um zu zeigen, dass mein Interesse nicht nachgelassen hatte, stellte ich eine Zwischenfrage: Wie habt ihr eigentlich übernachtet?

„Na die Nacht haben wir gar nicht erlebt, weil wir ja während des Polar-Tages dort waren. Geschlafen haben wir in den NASA-Schlafsäcken, das war überhaupt nicht kalt, wenn wir uns windgeschützt hingelegt haben. Wir mussten nur darauf achten, dass der Rucksack mit dem Fotoapparat und den Filmen nicht zu viel Kälte abbekam. Das ist der Rucksack dort vor der Schneewehe.“

Was – der ganze Rucksack voller Filme? Alle verknipst? Und alle hier?

„Das sind Kaiserpinguine, die größten Pinguine überhaupt. Und das hier ist ein Felsenpinguin, die erkennt man daran, dass sie so gelbe Federn über den Augen haben und dass sie gelbe Füße haben. Von hier aus sind wir dann ins Landesinnere einwärts gewandert in Richtung auf eine Polarstation zu, wollt ihr das überhaupt noch sehen?“

Ich sagte na klar, denn ich wollte nicht noch einmal negativ auffallen, und die anderen Gäste waren ja offenbar sowieso dafür.

„Hier haben wir also den Weg Richtung Südpol eingeschlagen, wir haben uns dann diesen Gletscher hinaufgearbeitet und mussten diese Eisspalte überqueren, mit dem Wetter hatten wir sehr großes Glück, das ist hier nur mal ein Foto von einem Schneegestöber, das war aber nur kurz, und hier ist es wieder zu Ende, meistens war es ruhig. Das ist noch ein Goldfederpinguin, der im Gesicht so ähnlich wie ein Felsenpinguin aussieht, aber schwarze Füße hat.“ Ich kam auf den Gedanken, ich könne mal auf die Toilette gehen. So dezent und unauffällig wie möglich bewegte ich mich zur Tür und fragte Thea nach dem Weg, um mein Verschwinden zu erklären. Die Toilette war gerade besetzt, es war jemand drauf, der sehr lange brauchte, aber das war mir ganz recht. Schließlich kam ein großer Mann mit schicksalsgezeichnetem Gesicht heraus, der mich am Schlafittchen hochzog und mit den Worten: „Ach nee, erst Weitermachen rufen und sich dann aufs Klo verdrücken!“ auf das stille Örtchen warf. Offenbar hielt er mich für schuld daran, dass der Diavortrag kein Ende nahm. Als ich fertig war, stand bereits ein gutes Dutzend Leute Schlange, an denen ich mich vorbeidrängen musste, doch schlimmer waren die Blicke, denen ich dabei ausgesetzt war, und auf die ich nur mit hilflosen, schuldbekennenden Augen antworten konnte

statt zu fragen: Was habe ich denn jetzt schon wieder getan?, denn das hätte die empörte Atmosphäre zum Explodieren gebracht. Als ich ins Zimmer zurückkehrte, versuchte ich abzuschätzen, wieviele Dias bereits gezeigt seien und wieviele noch ausstehen mochten. Gerade hatte Heiner einen neuen Kasten eingesetzt, es gab weiße Gletscher und Eisspalten. Jemand fragte: „Haben wir die nicht schon gesehen?“

„Nein, kann nicht sein, die durchgelaufenen Kästen stehen hier, und die neuen nehme ich aus dem Rucksack.“ Es waren wohl an die dreißig Kästen, die schon durchgelaufen waren, doch wieviele noch in dem großen Rucksack auf die Projektion lauerten, war nicht ersichtlich.

„Der dunkle Punkt dort hinten ist die Polarstation, zu der wir wollten, und das sieht so nah aus, aber dort sind wir erst nach zwei Tagesmärschen hingelangt.“ Kein Wunder, weil er dauernd stehenbleibt und knipst.

„So wie die Sonne hier über dem Horizont steht, ist sie immer nur im Kreis gewandert, da war es total schwer, nicht die Orientierung zu verlieren. Hier bin ich mit der Karte, ohne die hätten wir uns auf jeden Fall verlaufen.“ Der ihm die Karte verkauft hat, dem wünsche ich, dass er jetzt hier dabeisitzt.

Hier kommen wir an der Polarstation an, die Forscher waren total nett, und sie machen dort eine Studie über Gewaltbereitschaft bei Pinguinen – ich muss wohl eingeschlafen sein. Wenn ich einfach ginge? Nein, unmöglich, ich würde nie wieder eingeladen. Nicht dass ich nur von den Diavorträgen befreit würde, nein, die allgemeine Ächtung würde mich treffen und von allen weiteren Partys ausschließen.

„Hier in der Polarstation konnten wir einige Tage rasten, die waren total nett, das hier ist der Chef von dem Forschungsteam, ein Chilene, und das hier ist ein Geologe aus Kanada, und der Biologe ist Schweizer. Können wir vielleicht mal die Vorhänge zuziehen, draußen wird es hell.“

Und wenn ich sage, ich muss auf Arbeit? Das wird als billige Ausrede durchschaut und gibt nur wieder Anlass, mich als Schmarotzer an der Gesellschaft bloßzustellen. Ob ich ein Telegramm an mich aufgebe? Aber wieso sollte jemand an mich hierher telegrafieren.

„Da sind wir wieder aufgebrochen, noch weiter Richtung Südpol, wo wir zu einer anderen Polarstation wollten und denen was mitnehmen sollten. Diese Gletscher mussten wir hinauf, und das war die größte Eisspalte, die wir überwinden mussten...“ Für sich genommen war diese Eisspalte nicht

anders als die zehn oder hundert zuvor gezeigten, doch als Heiner erzählte, welche Bewandnis es mit ihr noch haben sollte, hatte ich das Gefühl, seit langem wieder einmal zu atmen: „Als ich den Film gewechselt habe, um noch mehr von dieser Spalte aufzunehmen, stellte ich die Kamera ab auf eine Eisfläche, und gerade da kam ein Windstoß, der die Kamera anstieß, so dass sie hinunterrutschte und in die Spalte fiel und unwiederbringlich verloren ist.“

Nun bin ich dagegen, dass Gegenstände aus privatem Eigentum, mit deren Erwerb in Hochtechnologie investiert worden war, in Eisspalten rutschen und für immer eingefroren bleiben, aber wenn es schon dazu kommen musste, kann man nur ausrufen: Besser spät als nie!, und die Wunder preisen, die die Natur immer wieder für uns bereithält, gerade dann, wenn man nicht damit rechnet, und an so faszinierenden Orten wie in der Antarktis.

„Als mein Fotoapparat weg war, haben wir unser Lager aufgeschlagen und Theas Rucksack ausgeräumt, weil sie ihren Fotoapparat ganz unten verstaut hatte unter all ihren Filmen. Ab jetzt hat also Thea fotografiert.“ Daraufhin öffnete Thea ihren Rucksack, und heraus quollen die Diakästen, die sie der Reihe nach einlegte und mit der kalten Härte des Polarkreises vorführte, auf der Leinwand die gleißend weißen Wüsten des ewigen Eises.